

Deutscher Morgen

Einzelpreis 500 Reis

Herausgeber: E. Sommer

Aurora Allemã

Erscheint wöchentlich

Folge 23

São Paulo, 9. Juni 1939

8. Jahrgang

Schriftleitung und Verwaltung: Rua Victoria 200 — Fernruf 4-5593 — Caixa postal 2256 — Druck: Wenig & Cia., Rua Victoria 200 — Fernruf 4-5566 — S. Paulo. Bezugsgebühr: halbjährlich Rs. 10\$000, ganzjährig Rs. 20\$000, für Deutschland und die Welpostvereinsländer 7 Mark. — Zuschriften nicht an Einzelpersonen, sondern nur an die Schriftleitung.

Die Condor-Legion kehrt heim!

Festempfang in Berlin für die Helden aus Spanien

Anf der Ostwestachse, der traditionellen Prachtstrasse der Aufmärsche in Berlin, fand am Dienstagvormittag, unter den Begeisterungstürmen der Bevölkerung, der Vorbemarsch der deutschen Freiwilligenlegion Condor vor dem Führer statt. Überall sah man in den geschmückten Strassen Berlins die deutsche und spanische Fahne.

Kurz vor 9 Uhr erschienen auf der Ostwestachse Berlins die spanischen Offiziere, die die Freiwilligen nach Deutschland begleitet hatten. Gleichzeitig trafen sämtliche Minister ein, die sich gegenwärtig in Berlin befinden, ferner hohe Offiziere und Persönlichkeiten von Partei und Staat.

Auf den grossen Tribünen nahmen der Führer und die Kommandeure der Spanienlegion, die Generale von Richthofen, Sperrle und Volkmann, Platz.

An der Spitze der nun eintreffenden Legion marschierte die Fliegertruppe: zuerst das Offizierkorps, darauf die Flieger der Kampfflieger-, Jagdflieger- und Aufklärungsgeschwadertropfen. Es folgten die Abteilungen der Luftabwehrbatterien und des Fliegerparks. Mit ungeheurem Jubel wurden die deutschen Freiwilligen begrüsst, die ihre olivfarbene Uniform trugen. Dieser Vorbemarsch unterschied sich von allen anderen dadurch, dass die Truppen keine Kampfgeräte mit sich führten. Den Einheiten der Fliegertruppe folgten die Formationen des Heeres: zuerst die Infanteriestruppen, darauf die Tankabteilungen und die Verbindungstruppen. Den Abschluss bildete die Gruppe der Kriegsmarine. Hierauf folgte der zweite Block mit denjenigen Freiwilligen, die schon früher nach Deutschland zurückgekehrt waren. Mit besonderer Begeisterung wurden hier die Seeleute vom Panzerschiff „Deutschland“ begrüsst, das von den Roten bombardiert worden war, sowie von dem Panzerschiff „Admiral Scheer“, das die Vergeltungsmassnahmen gegen Almeria durchgeführt hatte.

Nach dem Aufmarsch nahm die Condor-Legion im Lustgarten, der reich mit deutschen, italienischen und spanischen Fahnen geschmückt war, Aufstellung. Kurz darauf trat der Führer ein, der unter den Klängen des Fliegermarsches und unter dem begeisterten Jubel der Menschenmenge die Front der Legion abschnitt. In seiner Begleitung befanden sich Generalfeldmarschall Göring, Grossadmiral Räder, Generaloberst von Brauchitsch, Generaloberst Keitel sowie mehrere hohe Heerführer der Condor-Legion. Mit erhabener Hand grüsste der Führer die Heimkehrer und das ruhmreiche Banner, das ihnen von dem Caudillo des neuen Spanien geschenkt worden war. Hierauf schritten aus dem alten Museum unter den Klängen eines feierlichen Marsches die Mitglieder der Hitlerjugend heraus, die die mit vergoldetem Lorbeer umkränzten Schilder trugen, auf denen die Namen der deutschen Legionäre verzeichnet waren, die im spanischen Kriege gefallen sind. Sobald sie vor dem alten Museum Aufstellung genommen hatten, ging an dem dort errichteten Fahnenmast eine riesige deutsche Kriegsflagge empor.

Generalfeldmarschall Hermann Göring hielt danach an die tapferen Legionäre folgende Ansprache:

„Legion Condor! Seit wenigen Tagen ist euer Name leuchtend im ganzen Volke. Der Name Legion Condor enthält eine ungeheure Fülle von Einsatz, Tapferkeit, Mut, Kampf und Sieg. Wo immer in einem dreijährigen schweren Ringen um die Freiheit Spaniens der Kampf am stärksten tobte: immer und überall stand die Legion Condor in vorderster Linie des Kampfes und kämpfte mit Tapferkeit unter letztem Einsatz um den Sieg. Historische Namen grosser Schlachten, wie Madrid, Bilbao, Santander, Brunete, Ebro, Katalonien, Barcelona, Valencia, sind aufs engste mit den Taten und Siegen der Legion Condor verbunden. Zum ersten Male wieder durfte die junge deutsche Luftwaffe als Hauptträgerin des Kampfes der Legion auftreten, und wir haben es als grosses Glück empfunden, dass die wiedererstandene junge Waffe zeigen und beweisen durfte, dass sie wieder kämpfen und siegen konnte und dass sie die grosse Tradition, die sie aus dem Weltkrieg zu übernehmen hatte, würdig fort-

führte und fortführen kann in der Legion Condor.

Seit dem Weltkriege sind nun wieder deutsche Soldaten in die Heimat eingezogen. Aber diesmal durften sie ihre Fahnen siegreich nach Hause bringen. Auch damals war es nicht Schuld der Soldaten, nur durch feige politische Führung wurde der Soldat um seine Tapferkeit, um seinen Ruhm und um sein Opfer betrogen. Heute aber, da die Fahnen und Standarten wieder siegreich eingebracht werden, kehrt ihr, meine Kameraden, zurück in ein grösseres Deutschland, als ihr seinerzeit vor Jahren ausgezogen seid.

Grossdeutschland ist erstanden. Heute steht an der Spitze wieder ein grosser Soldat, und so ist die politische Führung soldatisch, d. h. mutig, tapfer und entschlossen. So könnt ihr nun neben euren eigenen Ruhmesdaten bei der Heimkehr die stolze Gewissheit mit euch tragen, Grossdeutschlands Soldaten zu sein. Euch ist als Soldaten der schönste Lohn zuteil geworden, denn durch diese starke, grosse politische Führung wird euer Sieg anerkannt, euer Ruhm gefeiert.

Wenn jetzt aber in euch allen das Gefühl des Glückes und Stolz über Sieg und Ruhm emporsteigt, dann wollen wir in dieser Stunde aber auch daran denken, die nur im Geiste heute mit uns mitmarschieren. Kameraden! Vor euch stehen die Schilder mit den Namen unserer gefallenen Helden. In diesem Augenblick nimmt das ganze deutsche Volk teil an dieser Ehrung seiner grossen Gefallenen.“

Während die Truppe das Gewehr präsentierte und die Fahnen sich senkten, erklang das Lied vom guten Kameraden. Generalfeldmarschall Hermann Göring fuhr fort:

„Meine Kameraden! Ihr, die ihr hier jetzt beim Appell des Sieges vor dem Führer ste-

hen dürft, empfindet in diesem Augenblick ein unermessliches Dankgefühl, aber nicht nur ihr, wir alle, die wir die Ehre haben, wieder das Kleid des Soldaten zu tragen, empfinden ein Gefühl unermesslichen Dankes dafür, dass wir wieder Soldaten sein dürfen, ein unermessliches Dankgefühl, dass nun wieder eine starke deutsche Wehrmacht erstanden ist zu Lande, zu Wasser, vor allem auch in der Luft, ein Gefühl unermesslichen Dankes dafür, dass wir wieder stolz das Haupt tragen dürfen als deutsche Soldaten und dass die Opfer, die einst unsere Kameraden gebracht haben, nun doch nicht umsonst gewesen sind, dass der gewaltige Einsatz an Gut und Blut jetzt eine wunderbare Belohnung gefunden hat. Wir empfinden ein Gefühl unermesslichen Dankes dem Mann gegenüber, der unser Vaterland aus tiefster Ohnmacht und Zerrissenheit wieder zu einem Reiche der Kraft und Stärke gemacht und die Nation wieder festgefügt hat. Wir danken dem Führer in tiefer Ergriffenheit, in tiefem Glücksgefühl und Stolz. Aber auch dafür, dass dieser unser Führer nicht nur der erste Arbeiter seines Volkes, sondern der erste Soldat Deutschlands ist. Und wir wissen, wenn wir heute wieder die starke Wehrmacht im starken Deutschland besitzen, dann darum, weil uns eine starke, aber auch ideale Führung von der Vorsehung beschieden ist.“

In dieser Stunde, an dem Ehrentag der deutschen Wehrmacht, heute, da die deutsche Wehrmacht wieder aus ihrer Mitte heraus Kämpfer und Sieger der Nation stellen durfte, in dieser Stunde wollen wir dem Führer versichern, dass die ganze deutsche Wehrmacht stets bemüht sein wird, dass der grossen und unerhörten Kühnheit der Ent-

(Schluss auf Seite 2)

Anonymer Kampf

Grösstes Heldentum und fast übermenschlichen Glauben verlangt solcher Kampf, der anonym geschieht, ohne den offen ausgesprochenen Dank eines Vaterlandes, eines Vorgesetzten oder einer Dienststelle. So nahm vor über hundert Jahren der preussische General York den Kampf gegen die Weltmacht Frankreich auf, ohne dass sein Vorgesetzter, der König — der äusserlich ein Vasall desselben Frankreichs sein musste — ihm Befehl oder Anerkennung geben konnte. York handelte anonym, auf eigene Gefahr, nur aus dem Gefühl einer leidenschaftlichen Vaterlandsliebe heraus.

Fast um die gleiche Zeit erhob sich ein ganzes Volk, die tapfere spanische Nation, um, ohne den Befehl eines Königs, ganz auf sich allein gestellt, gegen die gerüsteten Heere Napoleons zu streiten. Sieben Jahre anonymer Kampf führte schliesslich zur Niederbringung des Korsen.

Rudolf Alexander Schröder

Lied der Helden

Heilig Vaterland	Heilig Vaterland,
Zu Gefahren,	Ob' zur Stunde
Deine Ehre sich	Kühn dein Angesicht
Um dich scharen.	Zu die Kunde.
Von Gefahr umringt,	Sieh uns all entbraunt
Heilig Vaterland,	Sohn bei Euhnen stehn:
Alle stehen wir	Du sollst bleiben laud!
Hand in Hand.	Wir vergehn.

Nach dem Weltkrieg sammelten sich ehemalige Frontkämpfer unter ihren unbefleckten Falmen, um den Feind an den Grenzen abzuwehren, nachdem das offizielle Deutschland den Kampf bereits aufgegeben hatte. Sie brachten anonyme Opfer in Baltikum, in Oberschlesien und an der Ruhr. Niemand dankte ihnen damals; erst die ruhmreiche Gegenwart durfte sich zu ihnen bekennen.

Das gleiche bittere Los erlebten die freiwilligen Soldaten der Condor-Legion. Ihr heldenhafter Kampf sollte unbedingt geheimgehalten werden. Keine Zeitungen, keine Bücher und Bekanntmachungen berichteten von ihrem Ruhm. Sie mussten innerlich stark genug sein, auch ohne Anerkennung ihre Pflicht zu tun. Damals wurde in Deutschland viel vermutet, doch niemand wusste über den Kampf, der südlich der Pyrenäen von deutschen Helden ausgefochten wurde, richtig Bescheid.

Die bisher ungenannten Taten dieser deutschen Männer konnten nicht besser geehrt werden, als durch die glanzvollen Feierlichkeiten, die in dieser Woche Berlin erfüllten. Nach Soldatenart war für die Spanienfreiwilligen ihr Einsatz das Selbstverständlichste in der Welt. Während in Deutschland der Jubel über die Heimkehrer widerhallt, erklärt ihr Kommandeur schlicht: „Wenn wir vor dem Führer aufmarschieren werden, dann kehren wir wieder zu unseren Einheiten zurück, um weiterhin unsere Pflicht im Dienste zu erfüllen.“ — Durch diesen Geist ist ein Wort miterblich geworden: Preussentum.

gf.

Berlin empfängt Auslandsbesuche

Nach Minister Ciano Prinzregent Paul

Der Festschmuck, den die Berliner Ostwestachse zum Geburtstag des Führers angelegt hatte, ist noch nicht verschwunden, die Tafeln mit den Adlern und Fahnen stehen, die Tribünen sind sogar noch erweitert worden. Für die Berliner Anzeichen genug, dass sie bald wieder irgendein geschichtliches Ereignis miterleben werden. Während in der Systemzeit die traurigen Gestalten deutscher Systemgrößen ins Ausland fuhren und um gut Wetter baten, kommen nun seit Jahren in steigender Zahl Minister befreundeter oder benachbarter Staaten ins Reich, um sich dort von den Arbeitern ein Bild zu verschaffen.

Das braucht beileibe nicht immer ein grosser Staatsbesuch zu sein. Wir wissen, dass jene sachlichen Besuche von wissbegierigen Ausländern ebenfalls sehr wichtig sind. Im Reich begrüsst man jeden gern, der sich mit eigenen Augen vom Wesen und Arbeiten des neuen Deutschland überzeugen will, denn jeder dieser Besucher wird unter diesen Eindrücken ein Zeuge gegen die Lügenkampagne der Judenpresse. So war es zum Beispiel vor einigen Wochen mit dem Besuch des finnischen Unterrichtsministers, der bestimmt nur aus einem rein fachlichen Interesse das Reich bereiste und doch zu einem politischen Urteil kam. Am

stärksten hat ihn wohl der deutsche Arbeitsdienst beeindruckt, von dem er — welch Gegensatz von je — feststellt, dass „diese Arbeitsform bei der deutschen Jugend sehr beliebt sei“. Minister Hannula kam damals zu dem Schluss, dass der „Arbeitsdienst einen ausgezeichneten, wahrhaft demokratischen (!) Grundsatz in sich schliesst und einer der allerpositivsten Gedanken des heutigen Deutschlands ist“. Hoffentlich hört man solche sachlichen Urteile auch in der übrigen Welt.

*

Ein anderes Bild bieten natürlich solche politischen Besuche, hinter denen die Freundschaft der Nationen steht. So zum Beispiel der Besuch des italienischen Ausenministers Graf Ciano, der zur Unterzeichnung des deutsch-italienischen Bündnispaktes als Gast des Reichsaussenministers v. Ribbentrop nach Berlin gekommen war. An diesem Besuch hat nicht nur die deutsche Staatsführung, sondern hat das deutsche Volk lebhaften Anteil genommen. „Merkwürdigerweise“ gehört es niemals zu den „Informationen“ der Hetz- und Lügenfabrikanten, wenn das deutsche Volk irgendjemand zujubelt. Dann heisst es immer wieder: „Das war befohlen, die armen

(Schluss auf Seite 2)

Die Condor-Legion kehrt heim

(Schluss von Seite 1.)

schlüsse unseres Führers auch die Tapferkeit und Kühnheit der Durchführung und Ausführung folgen soll, und dass wir dies unter Beweis stellen können, dessen seid ihr, Legionäre, Zeuge geworden, denn ihr habt gezeigt, dass ihr tapfer und unerschrocken den Auftrag durchgeführt habt, und die Kühnheit des Führers euch stellte. Ihr seid ausgezogen mit seinem Befehl zu kämpfen! Ihr seid heimgekehrt in der stolzen Gewissheit, Sieger geblieben zu sein!"

Anschließend widmete der Führer den heimgekehrten Helden folgende herzliche Worte:

"Meine Kameraden! Endlich kann ich euch heute nun selbst begrüßen. Ich bin so glücklich, euch hier vor mir zu sehen, bin vor allem so stolz auf euch, und so wie ich empfinden in dieser Stunde das ganze deutsche Volk, all die Millionen, die am Lautsprecher und im Geiste euren Einzug und diesen Empfang miterleben und schliessen euch an ihr Herz dankerfüllt und freudig bewegt darüber, dass ihr wieder bei uns in der Heimat seid.

Im Sommer 1936 schien Spanien verloren zu sein. Internationale Kräfte schürten dort das Feuer einer Revolution, die bestimmt war, nicht nur Spanien, sondern Europa in Schutt und Asche zu legen. Auch die christlichen Demokratien liessen es sich nicht nehmen, zu diesem Zwecke Waffen, Munition, Brennstoff und sogenannte Freiwillige zu liefern. Ein furchtbar drohendes Schicksal erhob sich über unserem Kontinent. Älteste Kulturländer Europas schienen gefährdet. Aus Spanien selbst mussten Zehntausende von Deutschen fliehen, ihr Hab und Gut fiel der Zerstörung anheim. Viele wurden ermordet. Was sich die Deutschen im mühsamen jahrelangen Lebenskampf als Grundlage ihrer Existenz aufgebaut hatten, wurde in wenigen Wochen zerstört und vernichtet, und ich entsandte deutsche Kriegsschiffe auf die Hilferufe unserer Volksgenossen, um ihnen die Heimkehr in die Heimat zu ermöglichen.

Da erhob sich in diesem Lande ein Mann, der berufen zu sein schien, nach dem Befehl seines eigenen Gewissens für sein Volk zu handeln. General Franco begann sein Ringen um die Rettung Spaniens. Ihm trat gegenüber eine aus aller Welt gespeiste Verschwörung. Im Juli 1936 hatte ich mich nun kurz entschlossen, die Bitte um Hilfe, die dieser Mann an mich richtete, zu erfüllen und ihm in eben dem Ausmass und so lange zu helfen, als die übrige Welt den inneren Feinden Spaniens ihre Unterstützung geben würde.

Damit begann das nationalsozialistische Deutschland an dem Kampf für die Wiederaufrichtung eines nationalen und unabhängigen Spaniens unter der Führung dieses Mannes aktiv teilzunehmen. Ich habe dies befohlen in der Erkenntnis, damit nicht nur Europa, sondern auch unser eigenes Vaterland vor einer späteren ähnlichen Katastrophe bewahren zu können. Ich tat dies aber auch aus tiefstem Mitgefühl für die Leiden eines Landes, das uns einst im Weltkrieg, trotz aller erpresserischen Versuche vonseiten Englands, neutral und befreundet geblieben war. Ich habe damit den Dank der deutschen Nation abgestattet.

Dies geschah weiter in voller Uebereinstimmung mit Italien. Denn Mussolini war von denselben Idealen und Erwägungen inspiriert und hatte ebenfalls den Beschluss gefasst, dem Retter Spaniens im Kampfe gegen die internationale organisierte Vernichtung seines Landes die italienische Hilfe zukommen zu lassen. Es ergab sich damit zum ersten Male eine gemeinsame praktische Demonstration der weltanschaulichen Verbundenheit beider Länder. Diese idealen Motive hat man in den internationalen Plutokratien weder begreifen können noch zugeben wollen. Jahrelang logen britische und französische Zeitungen ihren Lesern vor, dass Deutschland und Italien die Absicht hätten, Spanien zu erobern, es aufzuteilen, ihm vor allem die Kolonien zu rauben, Gedankengänge, die allerdings bei Vertretern dieser Länder als weniger unnatürlich erscheinen als bei uns, da der Raub fremder Kolonien ja von jeher zu den erlaubten und erprobten Methoden dieser Demokratien gehörte."

Der Führer erinnerte dann an das seinerzeit verbreitete Gerücht über die Landung deutscher Truppen in Marokko. „Mit diesen Verleumdungen haben die politischen Journalisten der Demokratien in ihren Völkern agitiert und immer wieder versucht, von Spanien aus jene Katastrophe Ausgang nehmen zu lassen, die diese schnehtsch erhofften: einen neuen grossen europäischen Völkerring."

Der heutige Tag, meine Kameraden, an dem euch dieser festliche Empfang in der Reichshauptstadt zuteil wird, ist zugleich der Abschluss und die Erledigung all dieser verlogenen demokratischen Agitationen. Denn ich habe euch ausgeschickt, um einem unglücklichen Lande zu helfen und einen heroischen Mann zu unterstützen. Ihr seid nun zurückgekehrt als tapfere Vollstrecker meines Auftrags. Ich möchte es in diesem Augenblick der ganzen deutschen Nation mitteilen, wieviel Grund sie hat, euch dankbar zu sein. Das hohe Lob, das euch der spanische Freiheitsheld ausgesprochen hat, kann das deutsche Volk besonders stolz auf euch machen. Es war für uns alle schmerzlich, durch Jahre hindurch über euren Kampf schweigen zu müssen. Ich habe aber damals den Gedanken gefasst, euch nach Beendigung dieses Krieges in der Heimat einen Empfang zu geben, den tapfere und siegreiche Soldaten verdienen.

Heute ist für euch und mich diese meine Absicht verwirklicht. Das ganze deutsche Volk grüsst euch in stolzer Freude und herzlicher

Verbundenheit. Es dankt aber auch denen, die als Soldaten Leib, Leben und Gesundheit im Dienste dieses Auftrages hingeben mussten, dankt endlich den Hinterbliebenen, die ihre tapferen Männer und Söhne heute als Opfer beklagen. Sie sind gefallen. Aber ihr Tod, ihr Leid wird unzähligen anderen Deutschen in Zukunft das Leben schenken. Niemand hat dafür mehr Verständnis als das nationalsozialistische Deutschland, das, aus dem Ringen des Weltkrieges kommend, selbst so viel Opfer für die deutsche Wiederauferstehung vor dem gleichen Feind auf sich nehmen musste. Ich danke euch, Soldaten der Legion, sowie Soldaten der Kriegsmarine, für eure Einsatzbereitschaft, euren Opfermut, den treuen Gehorsam, die Disziplin und vor allem für eure schweigende Pflichterfüllung.

Euer Beispiel, meine Kameraden, wird aber vor allem das Vertrauen des deutschen Volkes zu sich selbst nur noch erhöhen, das Band der Kameradschaft zu unseren Freunden stärken und der Welt keinen Zweifel darüber lassen, dass wenn die internationalen Kriegshetzer jemals Absichten, das Deutsche Reich anzugreifen, verwirklichen wollten, dieser ihr Versuch vom deutschen Volk und von der deutschen Wehrmacht eine bisher nie gekannte Abfuhr erfahren würde, von der sich die Propagandisten der Einkreisung heute noch nicht die richtige Vorstellung machen können.

Auch in diesem Sinne, meine Kameraden, war euer Kampf in Spanien als Lehre für unsere Gegner ein Kampf für Deutschland. Dass ihr selber aber nunmehr als harte Soldaten zurückgekehrt seid, hat nicht nur euren Blick geschärft für die Leistungen unse-

rer Soldaten im Weltkriege, sondern euch auch in hohem Masse befähigt, selbst Lehrer zu sein der jungen Soldaten der Wehrmacht. So habt ihr mitgeholfen, das Vertrauen in diese neue deutsche Wehrmacht und in die Güte unserer Waffen zu stärken. In diesem Augenblick wollen wir aber auch derer gedenken, an deren Seite ihr gekämpft habt. Wir gedenken der italienischen Kameraden, die tapfer und treu ihr Leben eingesetzt haben, wir gedenken vor allem des Landes selbst, aus dem ihr gekommen seid. Spanien hat ein entsetzliches Schicksal tragen müssen. Ihr habt mit eigenen Augen die Zerstörung gesehen und die Grausamkeiten des Kampfes. Ihr habt aber auch kennen gelernt ein stolzes Volk, das um seine Freiheit, seine Unabhängigkeit und damit seine nationale Existenz fast drei Jahre lang entschlossen gekämpft hat. Ihr hattet vor allem das Glück, dort unter dem Befehl eines Feldherrn zu stehen, der zum Retter seines Volkes wurde.

Wir alle haben in diesem Augenblick den herzlichen Wunsch, dass es nunmehr dem edlen spanischen Volke vergönnt sein möge, unter der genialen Führung dieses Mannes einer neuen stolzen Zukunft entgegenzusehen. Legionäre! Soldaten! Es lebe das deutsche Volk! Es lebe das spanische Volk und sein Führer Franco! Es lebe das italienische Volk und sein Duce! Deutsches Volk! Es lebe unsere Legion! Sieghell!"

Im Anschluss an die Rede des Führers brachte Generalfeldmarschall Göring ein dreifaches Sieghell auf den Führer und Obersten Befehlshaber der Wehrmacht Adolf Hitler und Grossdeutschland aus.

Berlin empfängt Auslandsbesuche

(Schluss von Seite 1.)

Menschen haben betriebsweise marschieren müssen!" — Ach, die armen Menschen sind nicht nur betriebsweise marschiert — übrigens sehr gern und singend durch die Strassen Berlins, sondern haben nach dem „befohlenen Marsch" noch stundenlang am Kaiserhof und abends in dichten Reihen gestanden, als Graf Ciano und als der Führer die festlich erleuchtete Ostwestachse entlang nach dem Haus des Aussenministers nach Dahlem fuhren.

Noch mehr: die „armen Menschen" haben Ciano zugewinkt und zugelacht, der Charme des Italieners ist nicht ohne Eindruck auf die Berliner geblieben; übrigens ist er ihnen ja schon ein alter Bekannter! Sie haben aber vor allem empfunden, dass dieser Besuch ein politischer Meilenstein nicht nur für das Reich, sondern für Europa war. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit von zwei Männern, zwei Reichen und zwei Völkern wird immer stärker. Die italienischen Arbeiter im Reich, die deutschen KdF-Reisenden

an der italienischen Riviera — deren Berichte leider auch nicht in der erwähnten Presse stehen — verstärken dieses Gefühl. Es ist eben eine Schicksalsgemeinschaft, politisch und ideell, die vom Führer und vom Duce beschlossen ist und von den Völkern besiegelt wird.

Nun empfing Berlin einen zweiten Gast aus dem befreundeten Ausland, den Prinzregenten Paul von Jugoslawien. Das tragische Geschick des ersten Königs, das Leben des jungen Königs, die Reisen Hermann Görings, die lebhaften Handelsbeziehungen, KdF-Besuche an der schönen Adria, das alles lässt den Deutschen Jugoslawien schon recht bekannt erscheinen. Der Gast des Führers hat als erster im Gästehaus der Reichsregierung, im erneuerten und erweiterten Schlosse Bellevue, Quartier genommen. Und Berlin wird sich in seiner Majestät den Gästen von der besten Seite zeigen.

Heinrich Hest.

Frontkämpfer treffen sich in Kassel

Der Führer und Reichskanzler ergreift das Wort

Reichskriegsführer, General der Infanterie a. D., SS-Gruppenführer Reinhard eröffnete am Samstag während eines Festaktes im Kasseler Staatstheater den Reichskriegertag 1939, an dem 215.000 gediente Soldaten teilnahmen. Ausser dem Reichskriegsführer hielten die Vertreter verschiedener ausländischer Frontkämpferorganisationen kurze Ansprachen, in denen sie ihren Dank für die Einladung zum grossen Soldatentreffen zum Ausdruck brachten. An einem darauf folgenden Kameradschaftsabend ergriff u. a. der spanische Heerführer Vay de Llanos das Wort und sagte in seiner Rede: „Wir werden sofort wieder gemeinschaftlich zusammen kämpfen, wenn der Wahnsinn einiger verkalkter Völker uns wegen verbrecherischer und absurder Ideen einen Kampf aufzuzwingen versuchen sollte."

Am Sonntag sprach der Führer und Reichskanzler vor den Kriegsveteranen und gedienten Soldaten. Nach Begrüssung der Mitglieder des Reichskriegerbundes in der doppelten Eigenschaft als Führer der Nation und Kamerad des Weltkrieges und nach einem kurzen Rückblick auf die Nachkriegsjahre fuhr der Führer fort:

„Zwanzig Jahre sind vergangen seit dem Tage, da man uns nach beispiellos heldenhaftem Widerstand jenes Diktat aufzwingen, das in der Theorie bestimmt sein sollte, der Welt eine neue Ordnung zu geben, und verflucht war, in der Praxis jede vernünftige, auf Anerkennung der Lebensrechte der Völker basierte Ordnung zu zerstören. Unter diesem Diktat hat das deutsche Volk furchtbare Jahre der Demütigung, der Entehrung und der Not getragen. Wie gewaltig ist aber auch der Wandel, der das zum Untergang bestimmte Reich am Ende doch noch aus der beabsichtigten Vernichtung sich erheben liess zu beispiellosem Aufstieg, von dem wir glauben, dass er besser und vor allem dauerhafter fundiert sein wird als irgendein ähn-

licher Vorgang in unserer früheren deutschen Geschichte.

Für mich als den Führer der Nation ergibt sich beim prüfenden Nachsinnen vor allem immer wieder die Frage, die ich für unendlich wichtig nicht nur für unser damaliges Geschick, sondern auch für unsere Zukunft als Nation ansehe, nämlich die Frage der Vermeidbarkeit oder Unvermeidbarkeit des damaligen Geschehens. Vor zwanzig Jahren wurde eine erbärmliche Staatsführung veranlasst, unter einem als unwiderstehlich bezeichneten Zwang ihre Unterschrift unter das Diktat von Versailles zu setzen. Das wurde als unvermeidbar bezeichnet. Wissenschaftliche und historische Untersuchungen haben unterdessen diese Behauptung längst als Lüge und Fälschung erwiesen. Ich selbst habe diese wider besseres Wissen geleistete Unterschrift unter dem Versailler Diktat feierlich gelöscht und damit auch rein formell der Wahrheit die Ehre gegeben. Allein, unabhängig davon muss uns allen eins bewusst sein: die Schuld am Kriege ist unlösbar verbunden mit der Aufstellung eines Kriegszieles. Kein Volk und kein Regime werden Krieg führen bloss um des Krieges willen. Nur im Gehirn perverser Literaten kann die Idee aufsteigen, dass ein Krieg führt nur um des Blutvergossens willen. Es war aber entscheidend, dass die deutsche Regierung nicht nur vor dem Jahre 1914 kein Kriegsziel besass, sondern dass sie sogar im Kriege selbst zu keiner vernünftigen oder präzisen Kriegszielsetzung zu kommen vermochte.

Der Friedensvertrag von Versailles hat demgegenüber erkennen lassen, welches die wirklichen Ziele der damaligen englischen und französischen Einkreisungspolitik gewesen waren, nämlich der Raub der deutschen Kolonien, die Vernichtung des deutschen Handels, Zerstörung der deutschen Handelsflotte und damit der deutschen Existenz- und Lebens-

grundlagen und die Vernichtung jeder deutschen politischen Machtstellung. Es war mithin damals die gleiche Zielsetzung, wie sie die britischen und französischen Einkreisungspolitik auch heute besitzen. Es gab damals in Deutschland leider Menschen, die den extremen Ankündigungen englischer Zeitungen und Politiker über die notwendige Wegnahme der deutschen Kolonien und der Vernichtung des deutschen Handels keinen Glauben schenken zu müssen vermeinten. Der Weltkrieg und das Friedensdiktat von Versailles haben die deutsche Nation eines anderen belehrt. Was früher scheinbar unverantwortliche Journalisten als Ausgeburt ihres Hasses verkündet hatten, war also doch das Ziel der britischen Politik gewesen. Die Wegnahme der deutschen Kolonien, die Zerstörung der deutschen Handelsflotte, wirtschaftliche und machtpolitische Zerstörung des Deutschen Reiches, kurzum die Ausrottung des deutschen Volkes, dies waren die Ziele der britischen Einkreisungspolitik vor 1914.

Es ist gut, wenn wir uns daran erinnern, dass diesen, durch das spätere Diktat von Versailles erhärteten Absichten unserer Gegner die damalige deutsche Staatsführung gänzlich ziellos, leider aber auch willenlos gegenüberstand. So konnte es geschehen, dass nicht nur kein deutsches Kriegsziel vorhanden war, sondern auch nicht die nötigen Kriegsvorbereitungen im Sinne einer wirkungsvollen Abwehr. Hier liegt die Schuld Deutschlands am Weltkriege, durch sträfliche Vernachlässigung der deutschen Rüstung es der Umwelt erleichtert zu haben, den Gedanken eines Krieges gegen Deutschland zu formulieren und zu verwirklichen. Unter uns heute ganz unverständlichen Einwänden wurde noch 1912 an den notwendigen Rüstungen gespart und dadurch die Ueberzeugung der Gegner gestärkt, einen erfolgreichen Waffengang mit Deutschland vielleicht doch wagen zu können. Dass auch darüber hinaus die rein wehrmässige Erfassung des deutschen Menschen nur ungenügend geschah und damit viele hunderttausende waffenfähige Männer einer Ausbildung verlustig gingen, was sie später als doch Eingezogene mit dem Tode büssen mussten, verstärkte noch diesen Gedanken der Gegner und damit die einzige wahrhafte Schuld Deutschlands nicht am Beginn des Krieges, sondern am Ausgang des Krieges.

Wenn trotzdem der Weltkrieg für uns eine Quelle stolzer Erinnerungen ist, dann ausschliesslich im Hinblick auf das in ihrem inneren Wert so einzigartige Instrument der damaligen Wehrmacht, die zahlenmässig vielfach vom Gegner übertroffen, wertmässig aber niemals von ihm erreicht worden war. Ein Rückblick und Erinnerung an diese grosse Zeit muss in uns allen die Ueberzeugung und den Entschluss festigen:

Erstens: die Ueberzeugung, dass das deutsche Volk nur mit grösstem Stolz auf die Vergangenheit zurückblicken kann, insbesondere auf die Jahre des Weltkrieges. Als Führer der deutschen Nation und als ehemaliger Kämpfer kann ich keine Sekunde zugeben, dass irgendeiner in den Reihen unserer Gegner das Recht hätte, sich als etwas Besseres anzusehen als die Deutschen es sind. Ich leide auch nicht im geringsten unter irgendeinem Minderwertigkeitskomplex. Ich sehe im Gegenteil in der Erinnerung an die vier Kriegsjahre, die ich selber mitzumachen das Glück hatte, nur den Grund zum festen Vertrauen auf das deutsche Volk und als Soldat auch auf meine eigene Person. Diese Jahre machen mich im tiefsten Innern ebenso friedenswillig in der Erkenntnis der Schrecken des Krieges wie aber auch entschlossen in der Ueberzeugung vom Wert des deutschen Soldaten zur Verteidigung unserer Rechte. Uns imponieren keine Drohungen von irgendwelcher Seite."

Zweitens: Ich und alle mit mir haben aus dieser Zeit heraus auch den Entschluss zu fassen, die Interessen unseres Reiches nicht wehrlos und leichtsinnig zu übersehen, wie das vor 1914 der Fall war. Das will ich Ihnen, meine alten Kameraden, versichern. Wenn schon die britische Einkreisungspolitik die gleiche geblieben ist wie vor dem Kriege, dann hat sich aber dafür die deutsche Abwehrpolitik gründlich geändert. Sie hat sich schon geändert dadurch, dass heute an der Spitze des Reiches nicht mehr ein als Major verkleideter Zivilist die Geschäfte führt, sondern ein im Kriege erprobter Soldat. Der Geist Bethmann-Hollwegs hielt einer solchen Belastung nicht stand, und wer dies nicht vermag, wird augenblicklich von seiner Stellung scheiden, mag es sein wer immer wolle.

Das Friedensdiktat von Versailles ist nicht zufällig gekommen. Es war das Ziel jener Männer, die von jeher jahrelang Deutschland einzukreisen versuchten und endlich auch dieses Ziel erreichten. Wir haben kein Recht, daran zu zweifeln, dass die gleiche Politik auch heute nur zum Zweck der Erreichung des gleichen Zieles verfolgt wird. Wir haben die Pflicht, der Nation das zu sagen und sie aufs äusserste in ihrem Abwehrwillen und in ihrer Abwehrkraft zu stärken. Ich glaube, dass nunmehr 25 Jahre nach Ausbruch des Weltkrieges und 20 Jahre nach dem Vertrag des Diktats von Versailles die deutsche Staatsführung und hinter ihr das ganze deutsche Volk zum ersten Male wieder erhobenen Hauptes an die Gräber unserer Helden treten können."

Am Schluss seiner Ansprache betonte der Führer, dass das deutsche Volk, wenn es eine heroische Führung besitze, auch in seiner Haltung dieser Führung gleiche.

(„Kurz gesagt" auf Seite 20)

Adolf Fobbe

Am Dienstag brachte eine grosse Anzahl von Freunden Herrn Adolf Fobbe, der nach Deutschland reist, nach Santos zum Schiff. Die Stunde fröhlichen und besinnlichen Abschieds, die der Abfahrt voranging, schloss eine beträchtliche Reihe von öffentlichen Feiern und geselligen Abenden im Freundeskreis ab, die dem Geehrten bewiesen, dass es viele Deutsche in São Paulo gibt, denen der Abschied von Adolf Fobbe recht schwer fiel.

Es wurde anlässlich der Ehrungen für den Kameraden, der São Paulo verlassen hat, viel gesagt, darunter viel Wahres, doch unter allen Worten hatten drei Begriffe einen besonderen Klang: Kameradschaft, Treue und aufrechte Haltung. Wer Adolf Fobbe näher kannte, musste fühlen, dass er jung war mit der Jugend, abwägend, wo guter Rat nötig ist, und, was wohl das Höchste bedeutet, einsatzbereit bis zum Letzten. Er erwies sich als eine Persönlichkeit klarer, eigenwilliger Prägung und handelte auch stets nach den Grundsätzen, die er selber für richtig hielt. Er gehörte zu denjenigen Deutschen, die Deutschland hier draussen braucht, weil sie dem Gastland ein Beispiel deutscher anständiger Haltung und vornehmer Denkungsweise geben.

Adolf Fobbe, der Niedersachse, konnte mit Freunden lachen, er konnte aber auch sehr ernst sein, weil die Dinge, um deren Werden er sich uneigennützig bemühte; ihm in vielem näher lagen als sein eigenes persönliches Geschick. In seinem Bestreben und in seinem Wirken hat er während der siebenundzwanzig Jahre seines Aufenthaltes in São Paulo immer eine feste deutliche und männliche Linie bewahrt, die ihm die Achtung aller verschaffte, die sein Werk verstanden. Fobbe hat während der ganzen Zeit sein Gastland geschätzt und gewürdigt, seine Heimat aber leidenschaftlich geliebt. Wer ihn kannte, vermag es kaum, sich den Niedersachsen mit den durchdringenden hellen Augen aus dem Leben der deutschen Kolonie hinwegzudenken, und man kann wohl nichts Besseres zu seinem Abschied sagen, als dass ihn viele, sehr viele vermissen werden.

Ueber die Werke und Arbeiten Adolf Fobbes, den nun ein deutsches Schiff über den Ozean trägt, seiner Heimat zu, ist gerade in den letzten Tagen sehr viel geäussert worden: über seine Verdienste für die deutsche Kolonie, seine Aufbautätigkeit beim Deutschen Hilfsverein und seine fördernde Vorliebe für deutsche Rassehunde in Brasilien. Wir wollen hier zu dem Gesagten nichts hinzufügen und uns nur das menschliche Bild Adolf Fobbes vor Augen halten; denn das Werk ist bei allen Deutschen bekannt und

wird weiterleben, auch wenn der Schöpfer heimkehrt. Dafür sorgen schon die ausgezeichneten pflichtgetreuen Mitarbeiter.

Wir wissen, dass Adolf Fobbe auch drüben in seinem Deutschland, das er siebenundzwanzig Jahre nicht vergessen konnte, der gleiche bleiben wird; unter Kameraden ein Kamerad, in seinem Wirken klarlinig, sachlich, abwägend, als Mensch leidenschaftlich und temperamentvoll. Wenn Adolf Fobbe nun über



das grosse Meer fährt, so erkennen wir darin auch wieder einen Sinn und freuen uns in einer Weise: weil wir wissen, dass Deutschland gerade in solch wichtiger und schwieriger Zeit Männer benötigt, die in langem Auslandsaufenthalt Erfahrungen gesammelt haben, die der Heimat zunutze kommen.

Es war uns ein inneres Bedürfnis, zu Adolf Fobbes Abschied diese Worte im Sinne der vielen Freunde seiner Person und seines Werkes zu schreiben; zum Abschluss aber erscheint uns kein Wort würdiger und mehr als blosser Aussage als dasjenige, das in einer der zahlreichen Abschiedsreden gesagt wurde:

„Er sprach den Mutlosen Mut zu; er war den Aufrechten ein aufrechter Kamerad; er war die Kraft, die alle zusammenhielt.“

mittel ausgegeben, 53 wurden mit Kleidung, Brillen, Schuhen usw. versorgt, 105 Bedürftigen wurde Wohnung und Verpflegung in der Stadt gewährt, was eine Gesamtausgabe von 4:639\$500 erforderte. Neben 444 ärztlichen Betreuungen standen 192 Unterstützungen mit Arzneimitteln. Für 245 Personen wurde im ganzen 4260 Tage Krankenhausaufenthalt ermöglicht. Für Beerdigungen wurden 2:594\$600 verausgabt, während rückzahlbare Unterstützungen in Höhe von 8:457\$300 an 52 Volksgenossen gewährt wurden.

Im Jahre 1933 wurden für Unterstützungen an Darlehen, Krankenhaus Arzneien, Kleider usw. insgesamt 13:318\$500 verausgabt gegen rund 86 Contos im Jahre 1938.

Im Heim waren im Jahre 1933 im Tagesdurchschnitt 28 Volksgenossen untergebracht gegen 55 im Jahre 1937 und 67 im Jahre 1938.

Der Plan, auf unserer Chacara in Pinheiros ein weiteres Heim zu bauen, bestand schon seit längerer Zeit, nahm jedoch erst feste Form an, als durch die in den letzten Jahren durchgeführten Sammlungen grössere Mittel zur Verfügung standen. In der zweiten Hälfte des Jahres 1936 wurde der Beschluss gefasst, unter allen Umständen das Heim auf unserer Chacara in Pinheiros zu bauen. Unser früherer Vorsitzende, der Architekt Rudolf Kolde, wurde mit der Ausführung der Bauten beauftragt.

Nach diesem Bericht gab der Redner ein genaues Bild der Einrichtungen des Feierabendhauses, aus dem hervorging, dass es sich hierbei um eine grosszügige Gründung und eine soziale Tat handelt. Im Verlauf seiner Ausführungen dankte Herr Fobbe den Mitgliedern und den deutschen Firmen für ihre Spenden und vor allem auch den Aerzten, die sich in uneigennütziger Mitarbeit für die Ziele des Deutschen Hilfsvereins zur Verfügung gestellt hatten. Ganz besonderen Dank und Anerkennung sprach er dem unermüdeten Geschäftsführer, Herrn Fritz Steinhoff, und seiner Frau aus. Nur derjenige könne beurteilen, welch stete und tägliche Einsatzbereitschaft zur Verwaltung des Heims und Geschäftsganges gehöre, der die Mühe und Arbeit längere Zeit aus der Nähe beobachtet habe. Zuletzt dankte Herr Fobbe dem 2. Vorsitzenden, Herrn Hoffmann, und den übrigen Vorstandsmitgliedern und gab seiner Ueberzeugung Ausdruck, dass die Arbeiten des Deutschen Hilfsvereins von berufenen Männern fortgesetzt werde.

Nach der Rede Herrn Fobbes wurde Herr

Karl Wenig zum Wahlleiter berufen, der nach einer kurzen Ansprache die Wahlhandlung vornahm. Zum 1. Vorsitzenden wurde Herr Hermann Paul Hoffmann, zum 2. Vorsitzenden Herr Rudolf Morgener gewählt. Das Amt des Kassierers übernahm Herr Georg Rehder, das des Schriftführers Herr Rudolf Hüttig.

Nach der Wahlhandlung richtete Herr Konsul Dr. Zimmermann im Namen der Reichsvertretung einige Worte des Dankes an Herrn Fobbe.

Er führte u. a. aus: „Von den grossen und sichtbaren Erfolgen, die Herr Fobbe auf sozialem Gebiet zu verzeichnen hat, wie der Schaffung des Feierabendhauses, brauche ich nicht zu sprechen. Sie liegen klar vor aller Augen. Ueber ihnen aber wollen wir nicht die mühselige Kleinarbeit vergessen, die Herr Fobbe jahrelang als Vorsitzender des Hilfsvereins auf sich genommen hat. Es ist immer schwer, Vorsitzender eines Vereins zu sein. Den Vorsitz eines Hilfsvereins zu führen aber gehört zu dem Undankbarsten, was man sich denken kann. Lässt man sich bei dieser Arbeit nur von seinem Herzen leiten, so wird man immer wieder unrichtig handeln, lässt man sich nur von seinem Verstand leiten, so wird man vielen Hilfsbedürftigen Unrecht tun. Ich glaube, dass es Herrn Fobbe wie wenigen gelungen ist, hier den richtigen Mittelweg zu gehen. Immer wieder hat er dabei seine eigenen persönlichen Interessen hinter die Interessen der Gesamtheit zurückgestellt. Sein Nachfolger wird es nicht leicht haben. Denn er soll nicht nur ein neuer Hilfsvereinsvorsitzender, sondern er soll auch ein neuer Fobbe sein.“

Als letzter Redner sprach der neue Vorsitzende, Herr Hoffmann, und versicherte, dass der neue Vorstand in vollem Bewusstsein seiner neuen Verantwortung sich bestens bemühen werde, die Grundsätze Herrn Fobbes zu bewahren. Herr Hoffmann würdigte dann den bisherigen 1. Vorsitzenden mit herzlichen Worten. In mühevoller Arbeit habe er während langer Jahre dem Verein in guten und schlechten Tagen vorgestanden und jederzeit unter Zurücksetzung seiner persönlichen Interessen den hilfsbedürftigen Volksgenossen mit Rat und Tat zur Seite gestanden. Der Ausbau und die Entwicklung des Vereins habe ihm stets am Herzen gelegen und in seine Amtstätigkeit falle die Vergrösserung der Wohlfahrteinrichtung in Pinheiros. Der Hilfsverein verliere mit Adolf Fobbes Auscheiden einen treuen Sachwalter, einen immer hilfsbereiten Kameraden und einen an Erfahrungen reichen Kenner der schwierigen sozialen Arbeit.

Bierabend zum Abschied Adolf Fobbes

In den letzten Tagen gab das Deutsche Generalkonsulat in São Paulo allen Freunden und Bekannten Adolf Fobbes anlässlich dessen Deutschlandreise einen Bierabend, der im Saal der Gesellschaft „Germania“ in Anwesenheit von fast hundert Personen stattfand.

Im Laufe des Abends ergriff Generalkonsul Dr. Molly das Wort und dankte für das zahlreiche Erscheinen auf seine Einladung. Er widmete dem Abschiednehmenden warmherzige Worte und gab einen kurzen Ueberblick über Leistung und Werk Adolf Fobbes für die deutsche Kolonie in São Paulo. Unter anderem erwähnte er seine aufopferungsvolle Arbeit für den Deutschen Hilfsverein und alle damit verbundenen sozialen Mühewaltungen. Auch Adolf Fobbes Förderung der Zucht deutscher Schäferhunde in Brasilien blieb nicht unerwähnt. Es sei dem Scheidenden, so führte der Generalkonsul aus, sicherlich nach so langen Jahren nicht leicht gefallen, das Gastland Brasilien zu verlassen und wieder einzuwachsen in das Leben der deutschen Heimat. Er werde indessen aber auch drüben ein Werk aufbauen und seine reichhaltigen Erfahrungen zum Nutzen Deutschlands anwenden. Sicher werde er sich an den Lebensabschnitt in Brasilien, der ihm wohl grosse innere Bereicherung gebracht habe, oftmals erinnern, das Schwere vergessen und die schönen Stunden im Gedächtnis behalten.

Nach den Worten des Generalkonsuls und nach einem gemeinsamen Trunk auf das Wohl des Scheidenden sprach Herr Drexler von der Turnerschaft für die vereinigten Turn- und Sportvereine. Nach herzlichen Worten der Kameradschaft überreichte er Adolf Fobbe im Namen der Vereine ein sinnvolles Abschiedsgeschenk.

Adolf Fobbe dankte darauf den beiden Rednern und den erschienenen Gästen. Es seien ihm in den letzten Tagen mancherlei Ehren zuteil geworden. Er könne dazu rückblickend nur sagen, dass er seine Pflicht als deutscher Mann im Ausland erfüllt habe. Wesentliches zum Erfolg seiner Tätigkeit hätten ausserdem seine treuen Mitarbeiter beigetragen. Der Entschluss, in die Heimat zurückzufahren, sei ihm nicht allzu schwer geworden, wohl aber hätten ihm seine Freunde durch ihre Treuebeweise die Ausführung dieses Entschlusses recht schwer gemacht. Mit der Bitte, weiterhin eine einige, starke und selbstbewusste deutsche Kolonie zu erhalten, rief er den Freunden und Bekannten ein herzliches Lebewohl und Auf Wiedersehen zu.

Im Laufe des Abends, der nach so vielen ersten Feiern in seinem zweiten Teil von frohlaunigem Beisammensein bestimmt wurde, ergriff noch als Vertreter des Gesangsvereins „Lyra“, Herr Grumbholz, das Wort und wünschte dem Scheidenden für die Zukunft alles Gute und gesunde und frohe Heimkehr. Es bewegte allgemein, als er am Ende Adolf Fobbe schlicht und herzlich zurief: „Grüssen Sie unser Deutschland!“

Hauptversammlung des Deutschen Hilfsvereins São Paulo

In vergangener Woche lud der Deutsche Hilfsverein seine Mitglieder zu einer Hauptversammlung ein, im Verlauf derer der Leiter des Hilfsvereins, Herr Adolf Fobbe, auf Grund seiner Deutschlandreise sein Amt übergab. Herr Fobbe trug zunächst einen Rechenschaftsbericht vor, der sich auf die Arbeit des Deutschen Hilfsvereins während der letzten Jahre erstreckte. Unter anderem gab er Folgendes bekannt:

Unser Bericht erstreckt sich über zwei Jahre — 1937 und 1938 —, da die letzte Hauptversammlung im Jahre 1937 stattfand und im Jahre 1938 aus verschiedenen Gründen keine Hauptversammlung abgehalten wurde. Die Grundlage unserer Hilfstätigkeit waren in der Berichtszeit auch wieder unsere Heime in Pinheiros. Im Jahre 1937 fanden dort 327 Volksgenossen Aufnahme, und zwar 201 Männer, 37 Frauen und 84 Kinder mit zusammen 19.925 Verpflegungstagen oder im Tagesdurchschnitt 55 Personen. Im Jahre 1938 326 Volksgenossen, und zwar 167 Männer, 47 Frauen, 112 Kinder, mit insgesamt 24.385 Verpflegungstagen oder im Tagesdurchschnitt 67 Personen.

Im Jahre 1937 besuchten unsere Sprechstunden 6409 Volksgenossen, von denen 2669 in irgendeiner Art geholfen werden konnte. Barunterstützungen wurden in 535 Fällen in Höhe von 13:820\$200 gewährt. Lebensmittel wurden an 579 Volksgenossen ausgegeben. Mit Brillen, Schuhen, Kleidung usw. wurden 54 Personen unterstützt, ausser den Ausgaben von getragener Kleidung. Essen und Unterkunft in der Stadt wurde 67 Personen gewährt, 146 Kranken Krankenhausbehandlung gewährt und erforderte dies einen Gesamtaufwand von 24:835\$300. 120 Personen wurden mit Arzneimitteln in Höhe von 3:103\$000 unterstützt, 246 wurden von unseren Aerzten behandelt. Rückzahlbare Unterstützungen wurden in 40 Fällen in einer Gesamthöhe von 6:477\$800 gewährt.

1938 wurden die Sprechstunden von 7061 Volksgenossen besucht. 138 konnten wir Be-

schäftigung besorgen. 834 wurden mit Bargeld im Gesamtbetrage von 19:795\$000 unterstützt. An 545 Personen wurden Lebens-

Barata e boa luz



com Lampadas OSRAM

◆ DIE BILDER DER WOCHE ◆

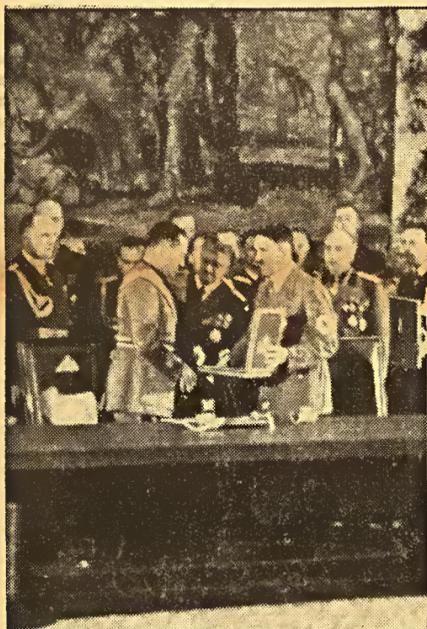
WEITERE BILDER VOM CIANO-BESUCH



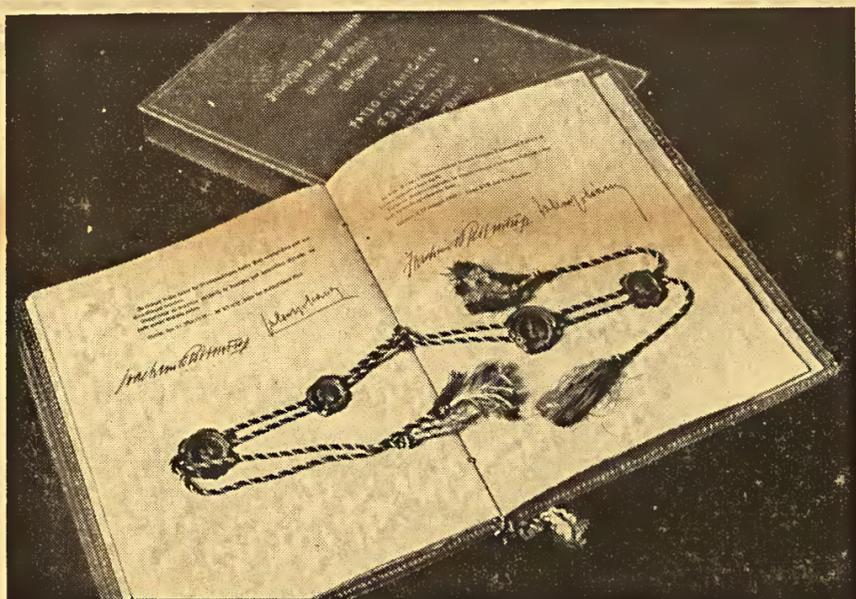
Die feierliche Unterzeichnung in der Reichskanzlei. — In der Mitte der Führer und Reichskanzler Adolf Hitler, links der italienische Aussenminister Graf Ciano, rechts Reichsaussenminister v. Ribbentrop.



Festlicher Abschluss des Ciano-Besuches. — Mit einer Abendtafel, die der Reichsaussenminister zu Ehren seines Gastes gab, wurde der Aufenthalt Cianos abgeschlossen. — Graf Ciano, v. Ribbentrop und der Führer.



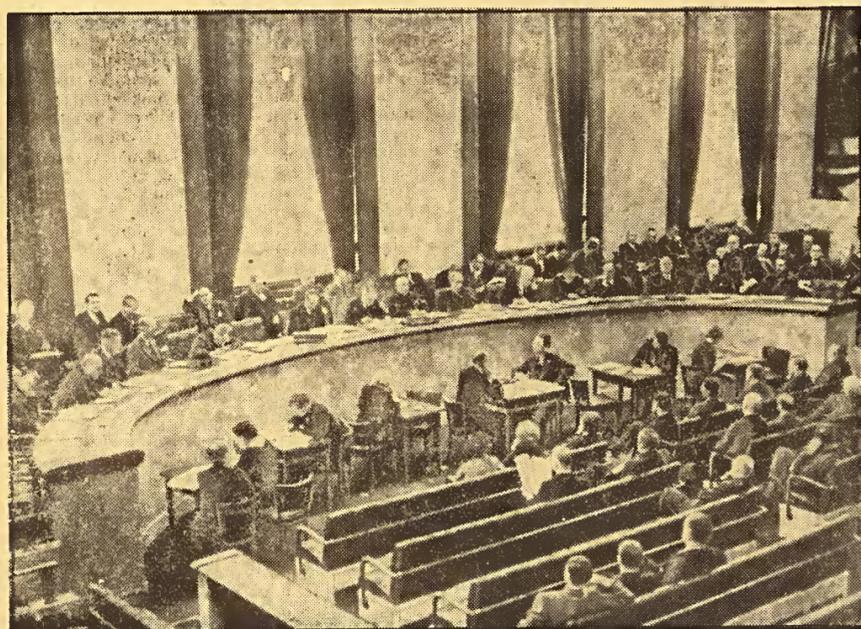
Graf Ciano mit dem Grosskreuz vom Deutschen Adler-Orden in Gold ausgezeichnet. — Der Führer überreicht dem italienischen Aussenminister das Grosskreuz vom Deutschen Adler-Orden in Gold, das bekanntlich auf sechzehn Träger begrenzt sein wird. Graf Ciano ist somit der erste Träger dieses Ordens.



Ein historisches Dokument. — Der unterzeichnete deutsch-italienische Bündnisvertrag mit den Unterschriften: Joachim von Ribbentrop, Galeazzo Ciano und den Siegeln.



General Franco in Unterhaltung mit dem spanischen General Kindelan (rechts) und dem Kommandeur der deutschen Freiwilligen, Freiherr v. Richthofen (links), anlässlich der Schlussparade in Leon, unmittelbar vor der Rückreise der deutschen Freiwilligen der Condor-Legion in die Heimat.



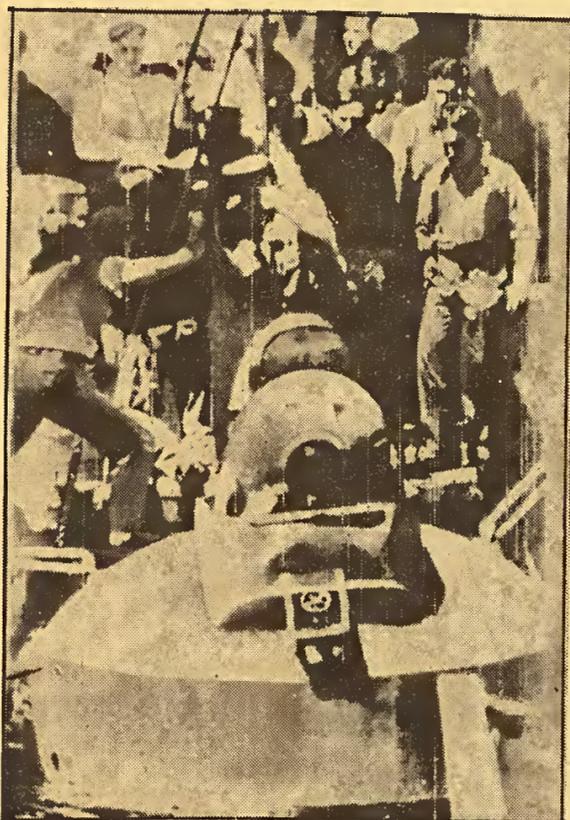
Allmählich leeren sich die Bänke... Es lässt sich nicht mehr verschweigen, die Bänke in der Genfer Liga zeigen immer mehr „kahle“ Stellen. — Ein Bild von der Tagung des sogenannten Völkerbundes am 23. Mai 1939. Am Ratsstisch sitzen George Bonnet, Maisky und Lord Halifax beisammen.



Reichsminister Dr. Lammers sechzig Jahre alt. — Am Sonnabend begeht der Chef der Reichskanzlei, Reichsminister Dr. Lammers, seinen sechzigsten Geburtstag. — Unser Bild zeigt den Jubilar mit seiner Gattin und seinen beiden Töchtern Vera Irene und Ilse Brunhilde.



Prinzregent Paul von Jugoslawien, der kürzlich in Berlin weilte.



Ein Funkbild von der amerikanischen U-Boot-Katastrophe. — Unter dem Jubel der Mannschaft des U-Boot-Rettungsschiffes „Falcon“ wird die Tauchglocke mit den ersten sieben Geborgenen des verunglückten amerikanischen U-Bootes „Squalus“ aus dem Wasser gezogen. Das Bildtelegramm zeigt den ersten Mann der Besatzung des U-Bootes beim Heraussteigen aus der Rettungskammer; zahlreiche helfende Hände strecken sich ihm entgegen.



Prinzessin Olga, die Gemahlin des Prinzregenten Paul

Deutschlands Fischverbrauch

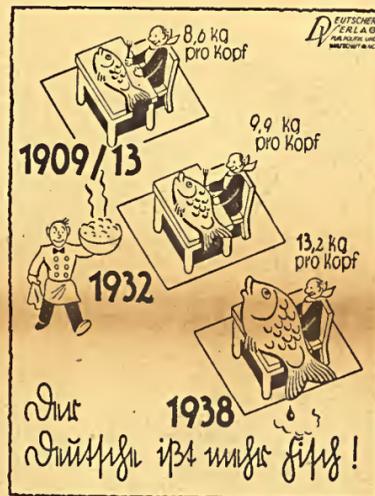


Die Steigerung der deutschen Seefischerzeugung.

Seit 1933 konnte die Zahl der Fischdampfer und ihre Ausnutzung erhöht und damit auch die Anlandungen erheblich gesteigert werden. Mehr als doppelt soviel deutsche Seefische wurden im Jahre 1938 angelandet als im Jahre 1932. Trotzdem war durch die Steigerung des Seefischverbrauchs noch eine nahezu gleiche Anlandung von ausländischen Seefischen erforderlich, vor allem, um die Nachfrage nach Heringen und Heifischen zu befriedigen. Neben der Seefischerzeugung spielt der Süßwasserfisch eine bedeutende Rolle und kann die jährliche Erzeugung auf rund 80 000 Tonne geschätzt werden. So hat sich der Gesamtverbrauch an Fischen im Altreich von 641 000 Tonnen im Jahre 1932 auf fast 900 000 Tonnen im Jahre 1938 erhöht, wovon insgesamt etwa ein Viertel aus dem Auslande kommt.



Abschiedsparade der deutschen Freiwilligen vor General Franco in der spanischen Stadt Leon. — In ihrem Sonntagsstaat sind die Spanierinnen nach Leon gekommen, um an dem Abschiedsfest für die deutschen Freiwilligen teilzunehmen.



Die Zunahme des Fischverzehrs in Deutschland.

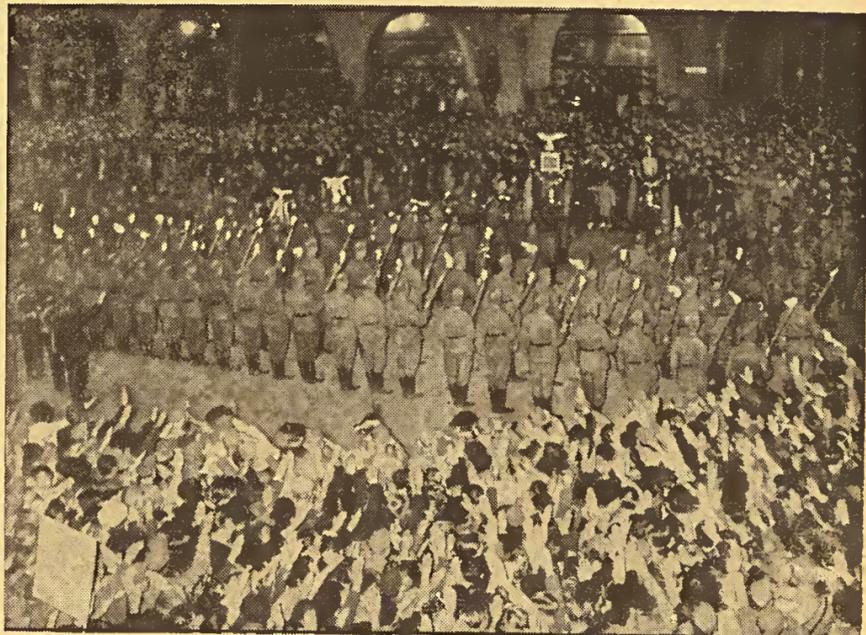
Im alten Reichsgebiet ist seit der Machtübernahme der Fischverzehr ganz beträchtlich angestiegen und beträgt heute rund 13,2 Kilogramm je Kopf der Bevölkerung. Besonders wichtig ist aber dabei die Feststellung, daß die Anlandungen der deutschen Fischdampfer um die Hälfte erhöht werden konnten, so daß heute nur noch ein Viertel des gesamten Fischverbrauchs aus dem Auslande eingeführt werden muß, während in den letzten Vorkriegsjahren noch über die Hälfte auf ausländische Zufuhren entfiel. Gegenüber der Vorkriegszeit hat sich der Verbrauch an Fischen bis 1932 um 15% und seither bis 1938 nochmals um 33 1/2% erhöht. Damit ist in der Sicherstellung der Ernährung des deutschen Volkes ein großer Erfolg erreicht.

Die heutigen Staatsgrenzen im Rahmen des ehemaligen Oesterreich-Ungarn.

Nach dem Anschlusse des Reichsprotectorats Böhmen und Mähren ist der weitaus größte Teil des ehemaligen deutschsprachigen Oesterreichs mit dem Großdeutschen Reich vereinigt. Das ehemals zu Oesterreich zählende Galizien mit seiner polnischen und ruthenischen Bevölkerung ist an Polen gefallen. Die Slowakei ist nun endgültig ein selbständiger Staat geworden. Die Karpato-Ukraine steht wieder unter ungarischem Schutz, Bosnien, Kroatien, Slowenien und einige Gebiete des ehemaligen Oesterreichs bilden zusammen mit dem ehemaligen Serbien das heutige Jugoslawien. Rumänien konnte nach dem Kriege seinen Gebietsraum nahezu verdoppeln durch die Ginzunahme der ehemals zu der ungarischen Krone zählenden Gebiete des Banats, der Bukowina und Siebenbürgens. So hat der südosteuropäische Raum in den Jahren 1938 und 1939 eine beträchtliche Umwandlung erfahren.



Banats, der Bukowina und Siebenbürgens. So hat der südosteuropäische Raum in den Jahren 1938 und 1939 eine beträchtliche Umwandlung erfahren.



Der Ehrentag der deutschen Freiwilligen in Leon. — Mit einem grossen Siegesfest in Leon feierten die deutschen Freiwilligen Abschied von ihren spanischen Freunden. — Der Zapfenstreich der deutschen Legionäre.

Von der Wehremacht des Reiches

Sinn und Aufgabe

der neuen Wehertechnischen Fakultät

Dr. G. Hägermann

Als erstes Grossgebäude der kommenden Berliner Universitätsstadt an Grunewald und Havel entstehen zurzeit die Anlagen der neuen Wehertechnischen Fakultät. In grosszügiger Weise werden auf einem weitläufigen Gelände die neben dem Hauptgebäude mit seinen Hörsälen und Uebungsräumen vorerst erforderlichen acht Institute gebaut.

Die Notwendigkeit einer Wehertechnischen Fakultät bedarf in einer Zeit, in der die totale Wehrhaftmachung des Volkes zum Staatsprinzip in Deutschland erloben worden ist, keiner Begründung. Aber von der Aufstellung dieser Grundforderung bis zur Inangriffnahme ihrer Verwirklichung war es ein weiter Weg, der mit Planungen auf einem weithin völlig neuen Gebiete angefüllt war und heute noch ist. Es dürfte auch den Laien interessieren, darüber einmal im Zusammenhang das Wichtigste zu erfahren.

„Wehrtechnik“ hat es zwar schon gegeben, solange Menschen leben und kämpfen, denn die Verteidigung gegen Gefahren bereiten selbst die Primitiven vor. Für sie setzen sie ihre ganze Begabung und ihre Erfahrungen ein, ersinnen sie sich eine „Technik“. Wehrtechnik und Technik sind daher gleich alt, aber Ordnung und Planung war späterer Zeit vorbehalten. Sie entwickelte sich mit der Erfindung des Schiesspulvers und wurde mit dem Masseneinsatz von Kriegsgewehr im 19. Jahrhundert zu einer Wissenschaft, mit der der Soldat nicht mehr allein fertig wurde. Er brauchte dazu die Mitwirkung des Ingenieurs.

In Berlin entstand als erste militärtechnische Anstalt im Jahre 1903 die Militärtechnische Akademie, die im Rahmen der Wehrmacht technisch begabten Offiziere eine Ausbildung zuteil werden liess. Krieg und Versailler Diktat brachten diese Akademie zum Erliegen, doch die Erfahrungen, nach denen ein moderner Krieg vom ganzen Volke geführt werden muss und sein Erfolg schon im Frieden von dem Umfang und der Stärke der technischen Produktion entscheidend beeinflusst wird, liessen die Erwägungen über die Ausbildung eines wehertechnischen Nachwuchses niemals zur Ruhe kommen. Aber erst der Nationalsozialismus brachte die Entschlusskraft auf, die gewonnene Erkenntnis praktisch zu verwirklichen. Schon im Jahre 1933 wurde die Frage, ob eine eigene Akademie im Bereiche des Reichskriegsministeriums oder eine Wehertechnische Fakultät der Technischen Hochschule im Bereich des Reichserziehungsministers dem Zwecke förderlicher ist, durch die Errichtung einer Wehertechnischen Fakultät im Rahmen der Technischen Hochschule Berlin entschieden. Der wichtigste Grund für diese Lösung war, dass die heutige Wehrtechnik nur auf den allgemeinen wissenschaftlichen Grundlagen der Mathematik, Physik und Chemie aufgebaut werden kann. In die Wehertechnische Fakultät werden daher die Studierenden erst aufgenommen, wenn sie in einer dieser Grundfakultäten der Technischen Hochschule ihr Diplomorexamen mit Erfolg abgelegt haben.

Schon aus dieser grundsätzlichen Bestimmung ergibt sich, dass die Fakultät keine neue begrenzte wissenschaftliche Disziplin schaffen und auch keine einseitigen wehertechnischen Spezialisten ausbilden will. Es ist vielmehr allgemeine Erkenntnis, dass für die Verteidigung der Nation vollwertig ausgebildete Techniker erforderlich sind, die als Waffenoffiziere, Ingenieure und Organisatoren in den technischen Einrichtungen der Wehrmacht, den Spezialtruppen, den Behörden und nicht zuletzt in der Produktion schöpferisch zu arbeiten vermögen.

Selbstverständlich muss sich jeder Student ebenso wie in allen anderen Fakultäten auch in der Wehrtechnik für eine bestimmte Fachrichtung entscheiden. Nach dem Organisationsplan der im Aufbau begriffenen Fakultät sind vorerst acht solcher Fachrichtungen vorgesehen, die jede für sich ein Institut bilden. Es sind die Fachrichtungen für technische Physik und Ballistik, für Sprengstoffchemie, für Gaschemie, für militärische Erkundungsmittel, Waffenbau, Wehrbautechnik, militärische Nachrichtentechnik und für militärisches Kraftfahrwesen.

Alle diese Institute sind selbständige Lehr- und Forschungsstätten, sie stehen auch alle in enger Verbindung und keines ist von der zentralen Fachrichtung der Fakultät loszulösen; der Wehrphysik, deren Leitung sich der Dekan der Fakultät und Chef des Heereswaffenamtes, General der Artillerie Professor Dr. Becker, persönlich vorbehalten hat. Sie fasst die Institute für technische Physik und Ballistik sowie das Institut für militärische Erkundungsmittel mit Optik und Akustik zusammen und um diese Grundlage wehrwissenschaftlichen Wissens gruppieren sich alle anderen Fachrichtungen.

Die einzelnen Institute sind wieder in verschiedene Abteilungen aufgliedert. Der Laie kann sich kaum das richtige Bild vom Umfang und der Verzweigung der einzelnen Arbeitsgebiete machen, die sich aus dem Bedürfnis ergeben. Als Beispiel sei das Institut für Waffenbau angeführt, das u. a. Abteilungen hat für Richtmittel, Sonderwaffen, Geschoss und Zünder, Automatik, Werkstoffe, Waffenfertigung, angewandte Elektrotechnik, Ballistik für Waffeningenieur, Chemie für Waffenbauer. Ferner enthält das Institut La-

boratorien für Festigkeitslehre, Metallographie und endlich die modernsten Infanterie- und Artillerieschiessplätze. Es soll nach dem Wunsche General Beckers einmal der Stolz der deutschen Waffentechnischen Forschung werden.

Aber nicht nur wegen dieser neuartigen und in ihrer Vollständigkeit einzigartigen Ausbildungsmöglichkeiten nimmt die Wehertechnische Fakultät unter allen anderen Fakultäten eine besondere Stellung ein, sie ist auch die erste und einzige, in der Offiziere aller Chargen, Unteroffiziere, Mannschaften und Zivilstudenten nebeneinander in voller Gleichberechtigung studieren. Soweit sie das verlangte Diplomexamen an einer deutschen Technischen Hochschule abgelegt haben, werden allen die gleichen Ausbildungsmöglichkeiten geboten und jeder kann in der erwählten Fach-

Freiwillige deutsche Flieger

Seldwibel Heribald Ruppert

Es war am Samstag, den 21. Januar 1939. Schon 28 Tage wütete der Kampf um Tarragona. Kilometer um Kilometer vom Boden der fruchtbarsten und am dichtesten bevölkerten Provinz Spaniens entrissen die Truppen Francos den roten Horden. 28 Tage schon unterstützen wir nationale Flieger mit drei und mehr Einsätzen täglich das Vorgehen der nationalen Infanterie in Ermangelung der schweren Artillerie.

Unsere Erfolge waren schön, unser Geist und unser Wille unerschütterlich und fest, der gerechten und heiligen Sache zum Siege zu verhelfen.

Dieser Geist und Wille strahlte auch jetzt aus den Augen all derer, die gerade eben vom letzten Tageseinsatz auf den Hafen von Barcelona zurückkehrten. Lange noch nach der Flugbesprechung durch den Staffelführer, in der alles besondere über den letzten Feindeinsatz besprochen wurde, sieht man Gruppen in lebhaftes Gespräch vertieft. Hier werden nun alle Einzelheiten, die vorgefallen sind zur Sprache gebracht. Ueber einen Tisch gebeugt, zeichnen die Beobachter auf einer schnell angefertigten Skizze die Bombenlage ein und tauschen die vor dem Abwurf gemachten Messergebnisse untereinander aus. Dort, an einer Karte, teilt man sich die beobachteten Stellungen der roten Flak mit, die mal wieder aus allen Rohren geschossen hat. Und wieder eine andere Gruppe, es sind die Bordfunkler, besprechen aufgetretene Schwierigkeiten beim Funkverkehr. Vorschläge werden gemacht, überprüft, um dann beim nächsten Feindflug angewendet zu werden. Lange noch würden diese nützlichen und lehrreichen Unterhaltungen andauern, würde nicht der Diensthabende die baldige Heimfahrt zur Unterkunft ansagen.

Doch nicht allen ist die wohlverdiente Nachtruhe beschieden. Zwei Besatzungen sind zum Nachtflug eingeteilt, darunter auch diejenige, der ich als Bordfunker angehöre. Noch einige derbe, doch vom Herzen kommende Hals- und Beinbruchwünsche der nach Hause Fahrenden klingen an unser Ohr. Dann sind wir allein.

Karten werden ausgebreitet, wir beginnen mit der Flugvorbereitung. Sie ist sehr wichtig, da erstens Einzelstart vorgeschrieben ist, und zwar in solchen Zeitabständen, dass halbstündlich das Ziel, der Hafen von Barcelona, mit Bomben belegt wird, zweitens bei einem Nachtflug leicht die Möglichkeit besteht, mit Funknavigation arbeiten zu müssen. Das macht ein vorheriges Ausrechnen der zu bestimmten Zeiten zu erwartenden Peilergebnisse notwendig. Dann ist die Flugvorbereitung sehr wichtig, um alle Zweifel und Unsicherheiten, die während des Fluges auftreten zu können, unmöglich zu machen oder doch wenigstens schnellstens beheben zu können. Nur dann ist die zu einem einwandfreien Zielanflug notwendige Sammlung vorhanden und ein Erfolg wird die Arbeit lohnen.

Der Uhrzeiger ist inzwischen beträchtlich nahe an 20 Uhr, der vorgeschriebenen Startzeit, herangerückt. Schnell noch die vor einem Start unentbehrliche Zigarette angezündet dann humpeln wir, mit dicker Pelzkleidung angezogen, zum Liegeplatz.

„Maschine klar zum Nachtfeindflug!“ meldet der erste Wart. Nochmaliges kurzes Ueberprüfen der Geräte durch die Besatzung, dann Punkt 20 Uhr erhebt sich das mit 1600 kg Bomben beladene Flugzeug vom Flugplatz Zaragoza. Ueber uns die Unendlichkeit, ein mit Tausenden und Abertausenden funkelnden Sternen übersäter Himmel. Unter uns? Es ist eine gebirgige Landschaft. Kahl und grau, in den Tälern schwimmt bläulicher Nebel und kriecht langsam an den nackten Felsen empor. Die Eigenverständigungsanlage, die ein Sprechen der einzelnen Besatzungsmitglieder untereinander erlaubt, ist in Ordnung. Aber nur die notwendigsten Worte werden gewechselt, um Tonhöhe und Lautstärke zu wissen, in der gesprochen werden muss. Denn der Zielanflug verlangt eine eindeutige Verständigungsmöglichkeit. Jeder ist zuviel mit sich selbst beschäftigt. Die immer wieder anstürmenden Eindrücke sind neu und überwältigend.

richtung seine Diplomprüfung ablegen. Dem Ziel der Fakultät entsprechend, Mittelpunkt aller Wehrforschung zu sein, wird der Prüfling bei seiner Diplomarbeit nicht auf schon abgegrastem technischen Gebiet, sondern auf dem grenzenlos vorhandenen wissenschaftlichen Neuland angesetzt. Dort kann er zeigen, ob sein erworbenes Fachwissen ausreicht, um mit ihm schöpferisch weiter zu arbeiten. Hier werden sich in Zukunft neue und dankbare Möglichkeiten für alle technisch Begabten ergeben, ob sie nun als Wehrmächtsangehörige in den technischen Einrichtungen der Wehrmacht oder als Zivilingenieure in der Rüstungsindustrie oder in der sonstigen technischen Produktion ihren Beruf finden wollen. Sie alle werden, wie noch einmal festzustellen ist, als vollwertige Ingenieure ausgebildet. Wer zum Beispiel die Fakultät mit der Ausbildung in der Fachrichtung Waffenbau verlässt, versteht nicht nur etwas von Waffen, von Geschoss und Zünder, er ist auch ein fertiger Maschineningenieur, der in jeder Fabrik seinen Mann steht. Der Bedarf der Wehrmacht und der gesamten Industrie an einem auf diese Weise ausgebildeten Nachwuchs ist heute schon fast unbeschränkt und wird ständig noch wachsen.

über Barcelona

Bodenverbindung wurde gleich nach dem Start aufgenommen. Nun ruft die Bodenfunkstelle und fragt nach eventuellen Neuigkeiten. Ich taste: „Alles in Ordnung.“ „Ok“ kommt zurück. Wir verstehen uns. Stille wieder im Empfangsgerät. Nur die Motoren singen monoton ihr ehernes Lied. Jetzt bleibt mein Blick an einem bekannten Sternbild hängen. Und wie immer, wenn man den „Grossen Wagen“ sieht, verlängere ich auch jetzt die hintere Achse fünfmal. Ja, richtig, das ist der Nordstern. Viele Kilometer entfernt, ungefähr in dieser Richtung, liegt die Heimat, liegt Deutschland, wo man heute am Samstag bei Spiel und Tanz, im Kino und Theater den grauen Alltag mit all seinen Lasten und Sorgen zu vergessen sucht. Bei diesen Gedanken ertappe ich mich, als die Stimme des Beobachters im Mikrophon ertönt: „Peilung, Funkfeuer L, bitte.“ Weggewischt sind alle Gedanken vorhin. Peilrahmen ausfahren, Peilempfänger einschalten. Funkfeuer aufsuchen; alles geht mechanisch. Sorgfältig mache ich die Peilung und melde: „Achtung, Peilung: Funkfeuer I 353 Grad.“ „Verstanden. Flugzeugführer 10 Grad weniger steuern, Funker nach 2 Minuten weitere Peilung“ hört die Besatzung den Beobachter sprechen. Dann sind wir wieder auf dem richtigen Kurs. Bald liegt Tarragona unter uns. Viertausend Meter sind wir hoch. Sauerstoffmasken werden aufgesetzt, denn noch müssen wir 800 Meter steigen und eine Höhenkrankheit für einen von uns über Feindgebiet wäre ein verdammt peinliche Angelegenheit. Inzwischen wird Kursänderung auf das Ziel gemacht; nur mangelhaft verdunkelt, ist Barcelona schon jetzt einwandfrei zu erkennen. „Frontüberflug, Gefechtsstände besetzen“ kommt vom Beobachter. Nun krabbelt der Bordmechaniker, bis jetzt neben dem Flugzeugführer sitzend, seine vielen Anzeigeneinstrumente prüfend und kontrollierend, durch den engen Raum zwischen den Bombenschächten an zu seinem Heckstand. Es ist sehr eng dahinten und so helfe ich ihm, den Fallschirm anlegen. Ich sehe noch, wie er die Trommeln aufs MG setzt und entschert und schon bewegt sich langsam der Drehkranz. Er sucht den Himmel ab nach feindlichen Nachtjägern. Die vorgeschriebene Höhe, 4800 Meter, ist erreicht. „Gas wegnehmen, mit 3 Metersekunden bis auf 3200 m fallen, dann wieder Geradeausflug“ befiehlt der Beobachter. Das Motorengeräusch wird jetzt um vieles geringer, die Auspuffflammen, die bei normaler Drehzahl der Motoren als grosse, blaurote Flammen auch von unten deutlich zu erkennen sind, verschwinden. Man wird uns so nur schwer hören oder sehen. 3500, 3300, 3200 Meter meldet der Beobachter die für den Bombenabwurf entscheidenden Messungen. Hilfsziel suchen, Zeit stoppen. Abwurfgerät einstellen dann wieder Blick aufs Ziel. „Mehr nach links, noch mehr, gut“ höre ich ihn im Mikrophon. Der Anflug beginnt. Unter uns ist alles noch ruhig. Unheimlich ist diese Stille. Meine Bodenlafette habe ich ausgefahren. Wie in einer Gondel hänge ich am Flugzeugrumpf. Ich stiere nach

unten. Jeder Nerv ist angespannt. Teufel, jetzt ruft auch noch die Bodenfunkstelle. Ohne nach dem Grund des Anrufes zu fragen, morse ich zurück: „Schweigen, sind im Anflug.“ Noch höre ich den Beobachter sprechen: „Fein nach links, gut“ und kurz darauf schon: „Achtung, Bomben fallen, Einschlag beobachten.“ Angestrengt schaue ich den fallenden Bomben nach und fast scheint es, als ob mit ihnen auch ein Teil meiner Spannung vom Körper fallen würde; ist doch mit dem Abwurf der eigentliche Zweck unseres Fluges erfüllt. Jetzt ist die letzte meinen Augen entschwunden. Aber das kennt man schon. Auch bei Tag ist es so. Man kennt auch die Strecke, um die man den Blick nach vorn verlegen muss, um kurze Zeit danach den Einschlag der ersten Bombe sehen zu müssen. Ja, richtig, da auf der langgestreckten Mole flammt eine Feuersäule hoch, gemischt mit weisslichem Rauch, Dreck und Staub; und dann in regelmässigen Abständen die übrigen 32 Bomben. Vernichtung, Zerstörung bringend. Gerade melde ich den ersten Einschlag, da blitzen sie auch schon auf, eins, zwei, sechs, elf, sechzehn Scheinwerfer, ihre unheimlich grellen Lichtbündel ruhig und gemächlich drehend und schwenkend, suchen sie den nächtlichen Himmel nach uns ab. Und fast gleichzeitig mit ihnen eröffnet die Flak ein mörderisches Feuer. Von überall zuckt und blitzt das Mündungsfeuer der Geschütze. Inzwischen haben wir aber schon eine scharfe Linkskurve hinter uns und fliegen, etwas angeedrückt, mit grosser Geschwindigkeit nationalem Gebiet zu. Jetzt kreuzen sich 5 oder 6 Scheinwerfer in einem Punkt. Nein, dort sind wir nicht mehr, auch die da unten sehen dies bald ein, denn langsam erlischt ein Scheinwerfer nach dem anderen, das Flakfeuer ebbt ab, um bald ganz zu schweigen. Das nächtliche Schauspiel, grau und doch schön, ist zu Ende. Still und wie vorher liegt Barcelona hinter uns. Nur vom Hafen her dringt roter Feuerschein. Trefler, in einem Schiff oder in einem Warenlager oder sonst wo. Erfolg? Von Menschenhand mühsam in zäher Arbeit Erbautes zerstören? Jawohl, wenn es gilt, eine Welpst, die Jahrtausende alte Kulturen zerstören möchte, zu vernichten, auszurotten, muss dieses Opfer gebracht werden können.

Lerida liegt schon hinter uns, bald können wir schon das Drehfeuer von Zaragoza erkennen. Froh gestimmt durch das gute Gelingen des ersten Fluges schmieden wir schon den nächsten Angriffsplan für den zweiten Einsatz, der um Mitternacht beginnen soll. Glatt geht die Landung vorstatten. Am Liegeplatz warten schon die Männer vom Bodenpersonal, ohne deren unermüdete und sorgfältige Arbeit, bei Regen und Kälte, bei Tag und Nacht, die gesamte Fliegerei nie von solchen Erfolgen gekrönt wäre. Schon arbeiten sie wieder. Bomben werden eingehängt, Brennstoff wird ausgefüllt, Motoren werden nachgeschaut, Funk- und Peilanlagen werden überprüft.

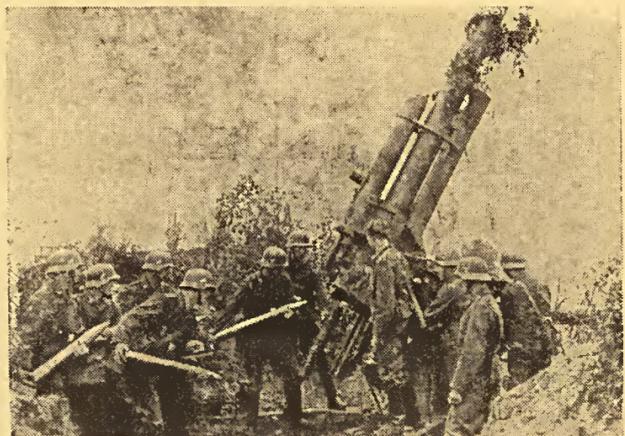
Wir selbst eilen zur Kantine, schnell wird eine Skizze angefertigt, Bombenlage eingezeichnet, dann gehts zur Vorbereitung zum nächsten Feindflug, zum nächsten Erfolg.

Der Führer der deutschen Freiwilligen

Der erste Befehlshaber der nunmehr in der Heimat befindlichen in der Legion Condor zusammengefassten deutschen Freiwilligen in Spanien war der General der Flieger Hugo Sperrle. Er ist, wie schon sein Name zeigt ein Württemberger. Er wurde 1885 in Ludwigsburg geboren und hat sich im Weltkriege als Führer verschiedener Fliegerabteilungen ausgezeichnet und auch Verwundungen davongetragen. Nach dem Kriege war er Kommandeur der Flieger des Korps Luttwitz und kam dann ins Reichswehrministerium.

Sein Nachfolger in Spanien war der General der Flieger Volkman, der aus Diedenhofen stammt, wo er 1889 geboren wurde. Er hat in verschiedenen Eigenschaften den Weltkrieg mitgemacht. Auch er wurde nach dem Kriege in das Reichswehrministerium und nach 1933 in das Luftfahrtministerium versetzt. Ab Oktober 1936 wurde er Befehlshaber der Legion Condor und Generalleutnant.

Der letzte Befehlshaber der Legion Condor, Generalmajor Wolfram Freiherr von Richthofen, ist ein Schlesier, der 1895 im Kreise Striegau geboren wurde. Er wurde auf der Hauptkadettenanstalt in Gross-Lichterfelde erzogen und hat im Kriege dem Jagdgeschwader Rittmeister Manfred von Richthofen angehört. Als er Januar 1937 Chef des Generalstabes des Führungsstabes der Legion Condor wurde, wurde er wegen seiner hervorragenden Leistungen bald zum Oberst befördert, und nach dem Rücktritt des Generals Volkman im November 1938 zum Befehlshaber zugleich mit der Beförderung zum Generalmajor berufen.



Ein schweres deutsches Flak-Geschütz

in getarnter Stellung übt bei einer Flieger-Abwehrübung

Deutsch-Brasilianische Schiffsverbindung

300 Jahre hamburgische Verbindung mit Brasilien — Vom Segelschiff zum Motorschiff

Mit dem Jahre 1500 trat Brasilien in das Blickfeld der portugiesischen Schifffahrt ein und ein Jahrhundert später in das der hanseatischen. Leicht wurde es den Hanseaten nicht gemacht, denn ängstlich wahrte Portugal sein Handelsmonopol mit seinen Kolonien. Hamburger Kaufleute aber besaßen seit 1517 Privilegien und Konsulate in Portugal. Ihre Schiffe fuhren auf Lissabon und übernahmen dort die wertvollen brasilianischen Waren, vor allem Zucker und Farbhölz, die damaligen Hauptexportgüter Nordbrasilens, die rasch den europäischen Markt gewannen. Der Rohzucker wurde drüben aus dem Rohr gepresst, in Kisten verschifft und von den sogenannten Zuckerbäckern in Hamburg zubereitet. Auch das haltbare, hellbraune brasilianische Zuckerkistenholz erfreute sich in der Hansestadt grosser Beliebtheit zur Verwendung für Tische und Schränke. Es gab im 17. Jahrhundert über 360 Zuckersiedereien in Hamburg. Die Herstellung des Hamburger Zuckers war ein sorgsam gehütetes Geheimnis; er übertraf an Festigkeit, Weisse, Süsse und Haltbarkeit den aller anderen Länder und fand im Innern Deutschlands und in den Ostseeländern fast ausschliesslichen Absatz, schon damals in der Form des Zuckerhutes in blauem Papier:

„Oben spitzig, unten breit,
Durch und durch voll Süssigkeit,
Weiss am Leibe, blau am Kleide,
Zarter Mäuler liebe Freude!“

So besang ihn der Hamburger Dichter Greflinger im Jahre 1651. Als fast gleichzeitig das Kaffeetrinken des brasilianischen Kaffees aufkam, nahm der Zuckerhandel einen glänzenden Aufschwung.

Kein Wunder also, dass die Hamburger Reeder immer wieder eine eigene Schifffahrt nach Brasilien aufzunehmen suchten. Es gelang ihnen allerdings nur vereinzelt, da Portugal keine fremde Schifffahrt in Brasilien dulden wollte. Nach den Hamburger Schifffahrtbüchern sind zum erstenmal im Jahre 1590 elf Schiffe aus Brasilien in Hamburg angekommen, 1602 dagegen nur eins; aus dem Jahre 1605 liegen Erklärungen eines Schiffers vor, der zu Lissabon befrachtet gewesen, „um nach Brunsilien zu siegeln“ (um nach Brasilien zu segeln), und eines anderen, dass er von Lissabon „uff Farnabuc“ (nach Pernambuco) gefahren sei. Dann wieder findet sich 1624 ein Beleg über ein Schiff von 200 Commerzlasten Grösse, das von Brasilien in die Elbmündung einlief. Eine Commerzlast waren rund 2 1/4 Registertonnen. Solche Schiffe waren meist behäbige Fleuten holländischer Bauart mit bemalten Segeln und buntem Schiffsrumpf, in den etwa 1500 bis 2000 Kisten Zucker, 50 bis 100 Kisten Tabak und 15 bis 20 Lasten Brasilholz hineingingen. Hamburger Schiffe fuhren auch in Charter für Portugal nach Brasilien.

Einen Wendepunkt in der Geschichte der deutsch-brasilianischen Schiffsverbindungen mit direktem deutsch-brasilianischem Schiffsverkehr brachte erst der Beginn des 19. Jahrhunderts. Als Brasilien 1808 Königreich wurde, mit Portugal nur noch durch Personalunion verbunden, konnte der hanseatische Konsul in Lissabon einen Agenten nach Rio de Janeiro schicken, der dort eine Interessenvertretung Hamburgs aufnahm. Im Jahre 1814 kamen zwei Schiffe aus Brasilien in Hamburg an, 1815 vier, 1816 sieben, 1817 neun. Im gleichen Jahre begannen die konsularischen Vertretungen der Hansestädte mit einem Generalkonsul in Rio und 1820 einem Konsulat in Bahia. In diesen Jahren, 1818—20, kamen je 20, 45 und 56 Schiffe von Brasilien in Hamburg an. Als 1822 Brasilien mit seiner Unabhängigkeitserklärung zugleich allen Nationen seine Häfen öffnete, schickten die Hamburger ihren Syndikus Sieveking, die Bremer den Senator Gildemeister zum Abschluss eines Handelsvertrages zwischen den Hansestädten Hamburg, Lübeck, Bremen und dem jungen brasilianischen Kaiserreich nach Rio de Janeiro. Dies war bisher nur England gelungen, dessen Gesandter denn auch die Verhandlungen der Hanseaten in Rio zu durchkreuzen versuchte. Trotzdem kam der Vertrag 1827 zustande und sicherte den Hansestädten Gleichstellung ihrer Schiffe mit den brasilianischen Schiffen an Schiffsabgaben, sowie Behandlung der von ihnen eingeführten Waren auf dem Fusse der meistbegünstigten Nation. In den Folgejahren bis 1839 stiegen die Ankünfte der Brasilischiffe in Hamburg von 80 bis auf 134. Als Brasilien in den 30er Jahren alle seine Handelsverträge kündigte, um freie Hand für differentielle Abgabenerhebung bei einzelnen Nationen zu haben, endigte 1839 auch der Vertrag mit den Hansestädten.

Um so mehr bemühte sich die hamburgische Commerzdeputation seit den 40er Jahren um die Einrichtung regelmässiger, sogenannter Paketfahrten nach Brasilien, zumal da Hamburg seine Stellung durch die wachsende Welthandelsstellung Antwerpens bedroht sah. Die Engländer nämlich eröffneten 1850

von Southampton aus eine Dampfschifflinie über Antwerpen und Le Havre nach Brasilien. Dies zusammen mit der im gleichen Jahr einsetzenden direkten Auswanderung von Hamburg nach Brasilien gab den Anstoss zur Gründung der ersten Hamburg-Brasil-Linie, der Hamburg-Brasilianischen Paketschiffahrts-Gesellschaft im Jahre 1852. Es war noch eine Segelpaketlinie, deren Rentabilität aber darin zum Ausdruck kam, dass wenige Wochen nach ihrer Gründung ein Konkurrenzunternehmen ins Leben gerufen wurde, die Segelpaketlinie der Firma Hansing & Co. in Hamburg. Diese beiden Linien haben mehrere Jahre lang den deutsch-brasilianischen Handel wesentlich gefördert. Im Vergleich zu heute waren es zwar ganz kleine Betriebe, die nur ein oder zwei eigene Schiffe besaßen und im übrigen Charterschiffe nahmen, die sechsmal im Jahr fuhren und durchschnittlich 66 Tage für jede Ueberfahrt brauchten. 1853 nahm die Firma Gehr. Kalkmann mit eigenen Segelschiffen eine Linie nach Bahia und Pernambuco auf. 1855 folgte die Gründung der ersten deutsch-brasilianischen Dampferlinie, der Hamburg-Brasilianischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft mit drei Dampfern. Sie hatte jedoch infolge des Krisenjahres 1857, durch den Rückgang der Auswanderung im gleichen Jahre und eine geradezu massenhafte Gründung von Südamerikanern in anderen Ländern mit solchen Schwierigkeiten zu kämpfen, dass sie 1858 ihren Betrieb wieder einstellte. Von da an bis 1869 gab es im deutsch-brasilianischen Schiffsverkehr wieder nur Segelpaketlinien, von denen die alte Hansische am meisten beschäftigt war; daneben bestanden Siamische Auswandererbeförderungen nach Südbrasilien und einige kleinere Unternehmungen, da nach der Wirtschaftskrise in den 60er Jahren der deutsch-brasilianische Warenauftrieb wieder zunahm. Die Rückwirkung dieser Zunahme in der deutschen Reederei zeigte sich auch darin, dass Hamburg im Jahre 1869 zum zweitenmal eine regelmässige Dampfschiffahrt nach Rio und Santos begann. Die Initiative dafür ergriff der Hamburger Schiffsmakler Aug. Bolten, dessen Firma noch heute eines der angesehensten Schiffsmaklerkontore in Hamburg ist.

Erst nach dem deutsch-französischen Kriege 1870-71 begann der zweite Abschnitt in der Entwicklung der regelmässigen deutschen Schifffahrt nach Brasilien und damit der eigentlich moderne Aufschwung in dieser Fahrt, die vor allem dadurch stetig ausgebaut werden konnte, dass jetzt eine Reederei sich ganz nur auf die Brasilfahrt einstellte, vorsichtig

ihre Lehren aus den bisherigen Erfahrungen zog und Schritt für Schritt gründliche weitere Erfahrungen sammelte. Es war die 1871 von elf bedeutenden Hamburger Kaufmannshäusern gegründete, heute noch führende Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrts-Gesellschaft, deren Leitung dem angesehenen Hamburger Reeder Amsinck übertragen wurde, dessen Nachkomme gleichen Namens auch heute noch in der Leitung des Unternehmens tätig ist. Unter den Gründungsfirmen befand sich auch Aug. Bolten, dessen drei Schiffe „Brazilian“, „Rio“ und „Santos“ von der HSDG. gekauft und als erste in die Fahrt eingesetzt wurden. Es waren Dampfer, die bei günstigem Wind auch Segel setzten und zusammen nicht ganz 4000 BRT. hatten. Rasch aber wuchs die kleine Flotte an. Schon nach zwei Jahren wurden mit sechs Dampfern von zusammen 10 500 BRT. je zwei Abfahrten im Monat ausgeführt, zunächst nach Nord- und Mittelbrasilien; 1888 gab es schon einen wöchentlichen Mittelbrasilien der Reederei, abwechselnd über Pernambuco und Bahia nach Rio und Santos, 1892 — nach Entfernung einer hindernden Barre vor Rio Grande do Sul — nahm die Gesellschaft auch die regelmässige Südbrasilfahrt über Paranaguá und Desterro auf und richtete einen eigenen Schlepper- und Leichterdienst zwischen Rio Grande und Porto Alegre ein.

Als die Ausgestaltung der Wirtschaftsbeziehungen zwischen Brasilien und Deutschland einen gesteigerten Reiseverkehr nach sich zog und die Ansprüche der Passagiere an Schnelligkeit und Bequemlichkeit der Schiffe wuchsen, eröffnete die Hamburg-Süd im Jahre 1900 ihren Schnelldampferdienst mit den rasch beliebt gewordenen „Cap“-Dampfern, deren schönster, die 27 560 BRT. grosse „Cap Arcona“ ist, das Flaggschiff der Reederei und das schönste Schiff in der gesamten Südatlantikfahrt. Hatte die Hamburg-Süd nach dem Weltkrieg auch ihren ganzen Schiffspark verloren und mit drei kleinen Seglern den Wiederaufbau anfangen müssen, so war ihr Ansehen in der deutschen Brasilfahrt doch so gross, dass sie bald wieder an erster Stelle stand und heute mit einer Gesamttonnage von über 400 000 BRT. als Spezialreederei in dieser Fahrt führend ist. Auch andere deutsche Reedereien hat die Brasilfahrt angezogen, so die Hansa, die Kosmos-Linie, die Hapag und den Lloyd. Sie alle fuhren aber auch noch nach anderen Erdteilen und konnten daher ihren Dienst nicht allein auf diese Linie einstellen. Da die Hamburg-Süd sich jedoch auf die südamerikanische Ostküstenfahrt be-

chränkte, schulte sie auch ihr Personal ganz besonders auf die Wünsche der Reisenden und auf die Behandlung und Verladung der Fracht. Heute fährt der Norddeutsche Lloyd noch mit kleineren Schiffen nach Nordbrasilien den Amazonas hinauf bis Manaus. Der ganze deutsche Schiffsverkehr der wichtigsten Küstenfahrt wird dagegen ausschliesslich von der Hamburg-Süd versehen. Für den gegenwärtig immer steigenden deutsch-brasilianischen Frachtverkehr baut diese daher weitere neue, schnelle Motorschiffe von 9500 BRT. der seit 1937 in Dienst gestellten „Belgrano“-Klasse, die in 18 Tagen die Ueberfahrt bewältigen. Sie bringen Deutschland die willkommenen brasilianischen Rohstoffe und Lebensmittel, vor allem Baumwolle, Kaffee, Tabak, und tragen Zeugnisse deutscher Werkarbeit hinüber. So steht der deutsch-brasilianische Schiffsverkehr mit monatlich 18 bis 20 Abfahrten aus Hamburg im Zeichen der weissen roten Schornsteine der Hamburg-Süd und damit der Farben der Hansastädte, die schon vor 300 Jahren die Bedeutung der deutsch-brasilianischen Schiffsverbindungen erkannten und seit über 100 Jahren ihren Ausbau erfolgreich betrieben und Deutschland eine der wichtigsten Strecken des Weltverkehrs gesichert haben.

Dr. Koch

Brasilianischer Abend in Köln

Kürzlich veranstaltete die Literarisch-Musikalische Gesellschaft in Köln einen brasilianischen Abend unter dem Motto „Von der brasilianischen Seele.“ Dem von Liane Benner zusammengestellten Programm lag ein kleines beachtenswertes Buch von Inez Teltcher über brasilianische Dichtung zugrunde. Die ausgezeichneten Rezitationen der feinsinnigen Uebersetzungen, vorgetragen durch Liane Benner und Albert Glisman, wurden von auserlesenen Gesangseinlagen unterbrochen. Von Friedel Frenz am Klavier begleitet, sangen Charlotte Hauptmann und Else Bollweg-Bartel brasilianische Lieder, die einen guten Eindruck brasilianischen Musikschaffens vermittelten. Das Programm brachte wesentliche Namen brasilianischer Literatur wie Roquette Pinto, Gilka Machado, Iveta Ribeiro und Vicente de Carvalho und gab den Zuhörern durch die verständnisvolle Auswahl die Möglichkeit, brasilianisches Wesen und brasilianische Seele in seiner Dichtung und in seinem Lied zu begreifen. Es wurde spürbar, dass die Kunst des jungen Landes Brasilien vor völlig neuen und grossen Aufgaben steht: die Gewalt der Natur und die Zartheit der Empfindungen zu einer Einheit zu formen. Es ist den Veranstalterinnen und der Uebersetzerin zu danken, dass sie im Lande Goethes auch einmal die Sprache eines fernen, zukunftsreichen Menschengeschlechtes aufklingen liessen.

Warum Wolgadeutsche auswanderten

Eine Erzählung von Bruno Brehm

Der sudetendeutsche Dichter Bruno Brehm ist der Träger des diesjährigen Nationalen Buchpreises, den Reichsminister Dr. Goebbels am 1. Mai verliehen hat.

*

Sie haben lange Bärte, sie tragen Pelzmützen, Fellmäntel und hohe Schaffstiefel, und sie gleichen auf den ersten Blick so den Russen, dass ich auf der Fahrt von Saratow nach Samara zu meinen gefangenen Kameraden sagte: „Achtung, nicht schimpfen, ein Spitzel!“ Aber dieser Mann schielte nach den russischen Matrosen hinüber — nach den seltsamsten aller Matrosen, die zu ihren Kragenblusen so lange Bärte trugen, dass der Brustausschnitt mit Haaren verhängt war, und die in ihren hohen Stiefeln einer Kreuzung zwischen Kosaken und Seeleuten glichen — und dann kam dieser Mann näher, flüsterte mir zu, dass er kein Spitzel, sondern ein Deutscher sei, ein Deutscher aus jenen Dörfern da drüben.

Der Konvoi kam, der Mann verschwand von meiner Seite und liess sich nicht mehr blicken.

Die Mennoniten! Die Wolgadeutschen, die keinen Heeresdienst leisten müssen. Mir fiel die Geschichte von jenem Eisenbahnfenster ein, die ich gleich zu Beginn meiner Gefangenschaft erlebt hatte, eine Geschichte, die

hundertmal schneller als lange Abhandlungen erklärt, weshalb die Wolgadeutschen auswandern müssen.

Der Bahnhofskommandant von Cholm hatte sich mit dem Kommandanten des 134. Evakuationshospitals zerstritten, weil sich das Spital auf den Standpunkt stellte, dass all der gute Alkohol ganz allein zum Reinigen der Instrumente da sei. Daher schickte der Bahnhofskommandant kein Auto, und dem Spitalkommandanten fiel es nicht ein, eines anzufordern. Daher musste ich als einziger Patient in dem zu kurzen Bett des ehemaligen Knabenkonvikts bis zu den Brustwarzen eingepisst liegen und die Aerzte wie Arztinnen des Spitals kamen nur, um mir Chinin gegen Malaria zu geben und zu fragen, wie M und W in ihrem Wesen verteilt sei. Das Fieber hielt sich unentwegt auf vierzig, und der Spitalkommandant, dem durch den Tod seines einzigen Kranken vielleicht Schreibereien entstanden wären, entschloss sich, mich kurzerhand auf die Bahn tragen zu lassen. Ich hatte nach längerer Pause wieder einmal Glück, denn ich kam in den Sanitätszug des Grafen Tolstoi, eines sehr grossen, dicken Mannes, der mich äusserst freundlich aufnahm.

Ich hatte noch so viel Kraft, den Grafen zu fragen, warum er denn einen Sanitätszug führe, statt, wie sein berühmter Vater einst

bei Sebastopol, selbst an der Front zu sein. Der Graf schien einigermaßen beschämt und fragte mich wiederum, ob denn in Oesterreich alle Grafen an der Front wären. „Alle“, erwiderte ich streng, „alle sind an der Front.“ Heute ist es wohl zu spät, dem guten Grafen meinen Irrtum zu bekennen. Ich wurde in einen Schlafwagen erster Klasse gebracht, aber ich ging nicht durch die Tür des Abteils. Sie hoben mich von der Tragbahr, sie versuchten es auf alle möglichen Arten, sie liessen mich auch fallen, ich verlor die Besinnung und erwachte erst wieder, als mich ein langer weisser Bart im Gesicht kitzelte. Der alte Mann sprach freundlich auf mich ein, aber ich verstand zu wenig Russisch, um ihm antworten zu können. Aus dem Bett über mir beugte sich ein zerfurchtes, zerquältes Gesicht vor und sagte in fast fehlerfreiem Deutsch:

„Der Doktor — es ist ein sehr guter Doktor — fragt Sie, wie Sie sich fühlen.“

„Mässig.“

„Der Doktor — er ist ein berühmter Professor aus Moskau — lässt Ihnen sagen, dass es ein Glück für Sie war, dass Ihr Gipsverband zersprungen ist, denn er wird Sie operieren — gleich hier im Zug, die Wunde muss geöffnet werden, sie ist voller Eiter. Daher stammt auch Ihr hohes Fieber.“

Das war also die Malaria nach Charkower Befund. Eine Schwester — nichts als M, nichts als M, dachte ich, als ich ihre kurzgeschorenen Haare sah — richtete das Besteck her, draussen, vor der Türe sammelten sich leichtverwundete, junge russische Offiziere, die aufgeregt in das Abteil hereinschrien und mich aus dem feinen Sanitätszug entfernt wissen wollten. Der Mann im Bett über mir nahm für mich Partei und das nicht zu leise. Murrend schlichen die aufgeregten jungen Herren davon. Ich bekam die Chloroformmaske übers Gesicht, meine Sinne schwanden.

Als ich wieder die Augen aufschlug, sah ich das zerquälte Gesicht des Mannes über mir. „Wie geht es Ihnen jetzt?“

Deutsche Irsch=Apotheke = Rua S. Bento 219

Deabon

cbitis, Grippe und andere Erkältungskrankheiten.

Deabonpastillen wirken lindernd und hellend auf entzündliche Zustände der Atmungsorgane, Husten, Heiserkeit usw. und sind infolge ihrer antiseptischen Eigenschaften ein empfehlenswertes Vorbeugungsmittel gegen Bron-

1 Schachtel Rs. 3\$000

„Danke besser!“

„Mein Name ist Schestow, Stabskapitän Schestow. Entschuldigen Sie, bitte, diese Offiziere, Dummes Volk. Leute, die noch nichts mitgemacht haben.“

Ich bedankte mich für sein freundliches Einstehen.

„Für wie alt halten Sie mich übrigens?“ fragte der Stabskapitän ganz unvermittelt.

Ich überlegte, zog zehn Jahre aus Höflichkeit ab und sagte „Fünfzig“.

„Achtunddreissig. Die grauen Haare und die tiefen Falten, lieber Freund, die stammen aus dem Jahre 1905. Lettische Bauern haben meine Frau und zwei Kinder verbrannt. Und deshalb weiss ich, wie das Leben ist und deshalb bitte ich Sie wegen dieser dummen Kerle von vorhin um Entschuldigung.“ Stabskapitän Schestow erzählte mir noch einiges über seine Verwundung, aber ich schien nicht lange zugehört zu haben, denn als ich wieder erwachte, hielt der Zug. Der Weissbart stand mit dem Grafen Tolstoi und einigen Schwestern vor meinem Bett.

„Wir müssen Sie hier absetzen“, meinte der Graf, „wir halten in Minsk.“ Der alte Professor aus Moskau fügte noch etwas hinzu, Stabskapitän Schestow schob seinen Kopf über den Betrand und übersetzte: „Der Doktor meint, Sie können nicht bis Moskau fahren, Sie halten es nicht aus, Sie sind zu schwach. Auch in Minsk wird man Sie in ein sehr gutes Spital bringen.“

Moskau oder Minsk, mir war es einerlei. Vor der Tür sammelten sich nun wieder die jungen leichtverwundeten Offiziere, nicht mehr drohend, nicht mehr unzufrieden damit, dass einem Feind so ein schöner Transport zuteil wurde, sondern freundlich, lachend und gestikulierend.

Zwei Träger schoben sich mit einer zusammengelegten Bahre in das Abteil. Man schien zu beraten. Man blickte auf mein frisch geschientes Bein, dann auf die Türe und schüttelte die Köpfe.

Stabskapitän Schestow erklärte: „Man kann Sie nicht hinaus schaffen.“

„Dann fahre ich eben mit nach Moskau.“

Der alte Arzt wehrte ab: „Gott nicht, Gott nicht. Su swak, su zwak.“

Ein junger Offizier trat auf mich zu, machte mit Zeige- und Mittelfinger die Schere und lachte mich freundlich an. Der Stabskapitän erklärte: „Er meint, man soll Ihren Verband aufschneiden. Sie hinaus tragen und draussen wieder neu verbinden.“

Der alte Arzt wollte davon ebensowenig wissen wie ich. Da trat der dicke Graf Tolstoi an das Fenster und rüttelte an dem Riemen. „Es geht nicht“, stellte er kleinmütig fest, „in Russland verklebt man über den Winter alle Fenster.“

„Russland ist eben ein kaltes, ein rauhes Land“, ergänzte der Stabskapitän, „ein Land, in dem die frische Luft gefährlich ist.“

Neuerliche Beratung. Nun steht schon der

ganze Gang voller Leute, alle Augenblicke guckt ein neues Gesicht durch die Tür. Das Problem scheint sich im Zuge herumzusprechen. Durch das Fenster geht es nicht — und nicht durch die Tür. Der Verband darf nicht aufgeschnitten werden und nach Moskau kann der Oesterreicher auch nicht mitkommen, weil er zu schwach ist. Was aber um Himmels willen soll nun geschehen? Es bildeten sich zwei Parteien, die eine wollte meinen Verband öffnen, die andere mich mit nach Moskau nehmen. Der alte Professor streichelte mir mit seiner welken Hand die Stirn und seufzte.

„He du, Karl Karlowitsch“, rief auf einmal der Stabskapitän, „du Mennonit ohne Waffe, du Sanitar durch Kaiserin Katherinas Gnaden, du friedliebendes deutsches Täubchen, hier liegt ein Landsmann von dir, komm herein und hilf uns!“

Ein Mann, der mit seiner Grösse und Breite den ganzen Türrahmen füllte, ein Mann, dem sein blonder Bart fast an den Gürtel reichte, trat ein, sah mich, der zum Schwerte gegriffen hatte und durch das Schwert umgekommen war, nicht eben freundlich an, und liess, ohne eine militärische Haltung einzunehmen, die Russen auf sich einsprechen.

„Nun werden wir sehen, ob er gescheitert ist als Wilhelm“, meinte Graf Tolstoi. Die Offiziere draussen auf dem Gang lachten.

Der Mennonit zog umständlich sein Taschenmesser heraus. „Kann man machen“, sagte er, und schälte mit einer einzigen Bewegung den Kitt vom Fenster. Ein Ruck am Riemen, das Fenster stand offen, frische Luft strömte herein.

„Ah!“ Da staunten die Russen und wollten ihren Augen nicht trauen, und die Offiziere draussen auf dem Gang riefen einer dem andern es zu, dass Karl Karlowitsch gescheitert sei als Wilhelm und das Fenster aufgebracht habe. Und der Graf Tolstoi klatschte in die Hände: „Nun leben diese Deutschen schon fast zweihundert Jahre in Russland und können keine Russen werden.“

Und mit jener selbstmörderischen Objektivität, mit der Russen über sich selbst urteilen, fügte der Stabskapitän hinzu: „Ein ganzes Abteil voll Russen — ein Universitätsprofessor unter ihnen, und keiner wäre auf diese Lösung gekommen. Wir hätten Sie mit nach Moskau geschleppt, wir hätten geweint, wenn Sie gestorben wären. Und dieser deutsche Bauer, dieser Mennonit, der doch genau so aussieht wie ein leibhaftiger Russe, er nimmt das Messer heraus und kratzt den Kitt ab.“

So war es, so ist es, so wird es sein. Diese Deutschen an der Wolga, sie haben wohl all die Jahre hindurch nicht verstanden, was die Russen wollen. Und nun gehen sie lieber fort aus einem Land, das so ganz und gar verschieden ist, dass auch Jahrhunderte keine Brücke schlagen können.

umringt, dem Rektor das schulgefährliche Schreiben. Das Oberhaupt der Schule liess das, Heckerblatt fallen, rückte seine Brille zurecht und überflog die aufrührerischen zwölf Punkte, beginnend bei den unregelmässigen Verben auf mi, die nicht mehr auf der Höhe der Zeit ständen. Das sei Aufruhr, meinte er schliesslich, während Stadtlärm zum Fenster hereindrang, das sei Revolte, Meuterei, schlimmste Rebellion, catilinarischer Ungeist, nur mit Karzer zu sühnen, nicht unter sechs Stunden. In Zeiten, da die Worte Haft und Guillotine in aller Munde sind, wiegt das sonst gefürchtete Wort Karzer nicht sehr viel; auch half es nicht, als der Rektor Sturm läutete, denn auch der Schuldiener hatte vom Hecker gehört; und wer vom Hecker erfahren hatte, der war um diese Zeit auf der Strasse. Kuno Federle ersah am Gebaren des Rektors, dass dieser nicht gesonnen war, die Bedingungen der Schüler ernst zu nehmen, obwohl er doch keinerlei Trümpfe in den Händen hielt. So bestimmte der Schüler, dass der Rektor ein Märtyrer der unregelmässigen Verben auf mi werde, schloss ihn kurzerhand in seinem Zimmer ein, da der Schlüssel steckte, und beorderte eine geziemende Schülerwache vor die Tür.

Die Gymnasiasten und Helden der glorieichen Revolution beabsichtigten nun, ohne den Schulrat zu befragen, den Kuno Federle zum Nachfolger des Rektors zu küren, doch dieser wehrte grossmütig ab: zum Nachfolger lahe er bereits den Meyer aussersehen, den Bürger Meyer vielmehr, den Deutschlehrer Meyer, der sich in seinen Reden wie in seinem Unterricht stets als ein gehedener Republikaner ausgewiesen habe. Zu ihm sollten die Verschworenen jetzt ziehen, er wollte sie bis dahin führen.

Da ging es nun durch die ausgestorbenen Gänge des Lyzeums hin zum Deutschlehrer Meyer, der sich mit ernster Miene, doch mitunter lächelnd, den Kampfbereich der jugendlichen Aufrührer anhörte.

Der Lehrer Meyer machte zunächst nicht viele Worte um diese sonderbare Ehrung, sprach weder von Verfehlung noch von Strafe, denn er kannte die wilde Zeit, die allzuleicht jugendliche Herzen, die dazu beschaffen waren, in Brand setzte. Diesen Brand aber, das wusste er, konnte er nicht durch das Feuer der Drohung löschen, sondern nur durch das Wasser der Beschämung. Er erhob sich nur, genoss genügend Ehrerbietung bei den Schülern, dass diese schweigend stehen blieben, deckte bald die menschliche Seite auf, bald die jugendliche, bald die

pädagogische, sprach aber immer wie ein Freund, ein Vater, ein Weiser vom Sinn der wahren Revolution, die nicht Zerstörung sei, sondern das Kind ernsthafter, im Ringen ums Letzte gewonnener Erwägungen, dass nur zu Revolutionen schreiten dürfe, wer selber fertig sei, dass er sowohl den Wert und die Kraft der Jugend kenne, die soeben fordernd vor ihn trete, dass er aber zugleich ein Leben lang darum besorgt wäre, dieser Kraft eine sinnvolle Gestalt zu verleihen.

Während Federle und Wutz und all die andern still mit hängenden Armen dastanden, sprach der Lehrer Meyer immer noch mit erhobener Stimme vom wahren revolutionären Geiste der Gracchen, des Brutus und des Ulrich von Hutten, deren Taten nicht durch kleine Bubeleien entweiht werden dürften. Wohl wüsste er um die Sehnsucht nach der deutschen Freiheit, doch müsse man der Zeit ihr Recht lassen, die sich nicht heute schon erzwingen lässt, was ihr für morgen gutdünkt. Gerade weil er selber mit den Schülern die Gedanken der Freiheit teile und hochhalte, müsse er bedacht sein, diese Freiheit nicht mit unwichtigen Alltäglichkeiten zu verwechseln. Die Arbeit stände am Anfang aller Rechte, auch der Rechte der Revolution, meinte der Lehrer, nahm seine Schüler und ihre irgeleiteten Gefühle wirklich ernst, traf sie im Innersten und blickte nun mit einer wahrhaft väterlichen Güte zum federgeschmückten Wutz und zum Rädelsführer, der schier in die Erde versinken wollte. Und es gelang seiner Menschlichkeit, im Handumdrehen Erhabenes lächerlich werden zu lassen, den Geist der Zeit im wahren Licht zu beschwören und aus einem Haufen überzeugter Revolutionäre eine Schar gehorsamer Schüler zu bilden.

Als darauf die Schüler, beschämt den Rektor aus seiner unbilligen Haft entliessen und somit die Gesetze der Schule anerkannten, taten sie es zu ihrem Glück, denn im selben Augenblick durchzogen hessische und preussische Truppen die Heidelberger Strassen, bereiteten der Revolution ein Ende, wie der Aschermittwoch dem Flitterzauber des Faschings, und löschten ihren soldatischen Durst mit neuem Wein aus Neckargemünd. Der Lehrer Meyer hatte Recht behalten: Es erwies sich, obwohl die deutsche Freiheit diesmal zu Schaden kam, dass eine Revolution nie bei den unregelmässigen Verben auf mi hegonnen werden darf, sondern beim Herzen; denn die unregelmässigen Verben auf mi stehen wie der ganze lästige und notwendige Kleinkram unseres Lebens immer und ewig auf der Höhe der Zeit.

Der Heidelberger Schülermarsch

Von Gustav Faber

Zur Zeit, als das kluge Volk von Baden Weltgeschichte machte und in seinem durchlauchtigen Grossherzog nach französischem Muster nur noch einen Bürger Zähringen sah, verschonte das Feuer revolutionärer Gefühle auch nicht die Gemüter hoffnungsreicher Gymnasiasten zu Heidelberg. Mit selbstgenähten Federhüten, den echten Zeichen der Freiheit seit den Zeiten Karl Moors, zogen sie durch die menschenreiche Hauptstrasse und hielten vor der Heiliggeistkirche, wie sie es den Alten abgesehen hatten, eine Versammlung ab. Sie hiessen die republikanische Schilderhebung für gut, liessen den Hecker hochleben und beschlossen, da revolutionäre Zeiten neben allgemeinem Nutzen auch persönlichen Gewinn versprechen, sich akademische Freiheiten anzueignen und fortan nicht weniger zu sein als das souveräne Volk des Heidelberger Lyzeums.

Ein Schüler der Unterprima mit dem ritterlichen Namen Kuno Federle war der Rädelsführer, der trug einen Bart wie der Hecker selber und wurde darob von seiner Schar gebührend geachtet, weil man im Trübel revolutionärer Stimmungen übersah, dass sich da und dort noch schülerhafter Flaum befand, wo eigentlich ein struppiger, kühner Männerhart hätte wachsen sollen. Doch seine Reden glichen Männerreden, zumal in der Länge, und mit welterfahrenem Bass verlas er bei Kerzenbeleuchtung die Forderungen des souveränen Volkes an die Hohe Schule, die damit begannen, die unregelmässigen Verben auf mi auf schnellstem Wege aus der griechischen Sprache zu tilgen, weil nicht mehr auf der Höhe der Zeit befindlich. Das souveräne Volk beklatschte und bejubelte die von hohem revolutionärem Verständnis zeugende Verordnung des Schülers der Unterprima, weil die Verben auf mi dem Volk des Lyzeums hei weitem verhasster waren, als der durchlauchtige Grossherzog, denn dass die Eltern Steuern zahlen mussten, scherte die Jugend wenig. Mit lauten Worten und wildverwegenem Sang vertrieben sie sich die Zeit, dass das Echo herüberhallte von den Bergen jenseits des Stromes, mit Beifall

empfangen sie jeden Bürgerwehrmann, mit Schimpf die hohen Herren der Stadt.

Am folgenden Morgen veranstalteten die Schüler einen heiligen Zug zum Lyzeum, an ihrer Spitze schritt Kuno Federle und hielt in der Rechten einen Wisch Papier mit den zwölf Punkten, denn deren zwölf hatte man gewählt, weil dereinst auch die deutschen Bauern mit zwölf Forderungen gegen Fürsten und Ritter ausgezogen waren. Vor dem Portal des Hauses, das den Schülern als kleines Abbild des Staates und somit der Tyrannemacht erschien, rottete sich der bewehrte und befederte Haufen zusammen; der Schüler Wutz stellte den Antrag, die zwölf Punkte müssten am Portale angeschlagen werden, denn auch Luther hätte seine Thesen an einem Tor befestigt, an der Schlosskirche zu Wittenberg nämlich, das wisse er, Wutz, noch von der Geschichtsstunde. Nein, entgegnete der Rädelsführer, der Luther hätte es mit den Ketzern gehalten, mit Predigern und Dozenten und bisweilen auch mit Fürsten, den Narren Luther dürfe man nicht nachäffen, wo es um die deutsche Freiheit ginge. Die meisten stimmten den Worten Kuno Federles bei, der als schlechter Schüler grössere Achtung unter den Verschworenen genoss als der Primus Wutz, sie billigten auch Federles Vorschlag, das Dokument mit den zwölf Punkten dem Rektor der Lehranstalt feierlich zu überreichen. Das hiesse eher eine Männerart.

Zum Rektor also zog das souveräne Volk des Lyzeums, als der Gewaltige gerade in seinem Zimmer ein Flugblatt studierte, auf dem das Heckerlied abgedruckt war mit vielen kleinen Illustrationen. Der Rektor musste aus inneren und beruflichen Gründen die Taten des deutschen Freiheitshelden Hecker, dem das Spottlied galt, aufs Schärfste missbilligen, wegen seiner zu beanstandenden Fürstentreue im allgemeinen, wegen des schlechten pädagogischen Beispiels im Besonderen.

Wutz klopfte an die Tür, obwohl das Türklopfen bei Revolutionen nicht üblich ist, trat mit seiner Schar in das Allerheiligste und überreichte, von seinen Genossen einmütig

Auto-Mechaniker

nur einwandfreie Fachleute speziell für Chevrolet und Ford sucht die
Agencia Chevrolet in Curitiba.

Auskunft und Anfragen an Casa Nickel, Curitiba, Paraná, Rua Barão do
Rio Branco 122 — Caixa Postal 55.

So wurde Ostpreußen „polnisch“

Vor zwei oder drei Jahren reiste ein polnischer Publizist, Melchior Wankowicz mit Namen, mit Geleitbriefen deutscher Dienststellen wohl versehen, durch unsere nordöstliche Provinz. Was er damals so sah und feststellte, war allerhand. Weil das Schock Polen, das in Allenstein lebt, sich frei bewegen, seine Muttersprache auch auf der Strasse gebrauchen und in einem Hause zusammenkommen kann, über dessen Tor das in den polnischen Farben gehaltene Rodlo-Zeichen zu finden ist, glaubte er, in einer polnischen Stadt mit etwas starker deutscher Tünche zu sein. Ueber deutsche Bauwerke, die in ihrer Erhabenheit und Würde seinem Wesen fremd blieben, lächelte er als barbarische Kunstprodukte. Und als dann gar masurische Bauern ihn nichtsahnend gastfreundlich aufnahmen und seine polnischen Fragen höflich mit polnischen Sprachbrocken zu beantworten suchten, da war es um ihn vollends geschehen. Er glaubte zu spüren, wie für diese deutschen Bauern der Klang der polnischen Sprache etwas Süßes habe.

Als er wieder zu Hause war, schrieb er ein Buch. Seine Erlebnisse und Eindrücke unweb er mit Rückblicken auf die angeblich polnische Geschichte des Landes, mit angeblichen deutschen Greuelthaten gegenüber Polen und kam zu dem Schluss, dass er durch ein von Polen leider vernachlässigtes, urpolnisches Land gezogen sei. Und weil dieser Wankowicz auch nicht vergessen hatte, einige „Witze“ über den Führer und Männer seiner Umgebung einzustreuen, wurde sein Buch in Polen ein voller Erfolg. Das Unterrichtsministerium befürwortete seine Anschaffung für die Schülerbüchereien.

Wir wissen nicht, ob die deutschen Behörden dem Manne für die Zukunft die Tür ge-

wiesen haben, sicher aber wäre ihm, käme er nach Ostpreussen zurück, die Prigel aller derer, die er für Polen reklamiert hat, gewiss. Und dennoch, dieser Schriftsteller hat im Grunde nichts anderes geschrieben als das, was seit Jahr und Tag in Polen der Öffentlichkeit über Ostpreussen vorgesetzt wird. „Ostpreussen ist der Schlüsselstein im Gewölbe des früheren polnischen Gefängnisses“, sagt Srokowski, der einmal als polnischer Generalkonsul in Königsberg residiert hat, und sich dort nach besten Kräften um den Aufbau eines polnischen Elementes bemühte. „Keine Opfer können zu gross sein, dieses Land in den Kreislauf polnischen Lebens zu bringen“, war eine weitere Feststellung in seinem Buche über Ostpreussen. So sehen wir nun Schriftsteller, Militärs, ja sogar angeblich wissenschaftliche Institute bemüht, das Polentum Ostpreussens aus Vorgeschiede, Geschichte, Geographie, Volkstum und Wirtschaftsverbund herzuweisen und nicht nur Polen, sondern auch das Ausland auf den Tag der Erfüllung polnischer Expansionsgelüste propagandistisch vorzubereiten. In Ostpreussen arbeitet indessen der polnische Volkssplitter, der hier ansässig ist. Immer wieder, aber immer wieder vergebens sucht man die masurische Bevölkerung für die Errichtung polnischer Schulen zu gewinnen, langweilt man masurische Bauern mit kostenlos verteilten polnischen Zeitungen, schickt ihnen Agenten ins Haus, und beklagt sich bitter, wenn diese einmal etwas unsanft hinausgeführt werden, über die deutsche Unduldsamkeit.

Ostpreussen ist nun einmal so geblieben, wie es sich bereits in den Abstimmungstagen gezeigt hat: Von Grund auf deutsch.

Deutsche Exportware minderwertig?

Don Ewald Goldmann

Wir haben in der letzten Zeit in zunehmendem Masse beobachten können, dass ausländische Kreise, welche dem deutschen Handel in der Welt feindlich gegenüberstehen und deshalb danach trachten, ihm, wo es nur irgend geht, Abbruch zu tun, die verleiherische Behauptung verbreiten, die deutsche Exportware stehe seit den letzten Monaten im Zeichen einer qualitativen Verschlechterung. Obgleich solche Behauptungen durchsichtig genug sind, um sofort ihren Zweck erkennen zu können, erscheint es angebracht, ihnen mit allem Nachdruck zu widersprechen. Der Zweck ist immer derselbe: Das Ansehen Deutschlands und seiner hochstehenden Industrie zu schädigen. Wenn englische Industrie- und Handelskreise, unterstützt von der englischen Presse, bei diesen Manövern an der Spitze marschieren, so kann das nicht weiter überraschen, wenn man sich daran erinnert, dass schon in der Vorkriegszeit von den gleichen Stellen die gleichen üblen Methoden gegen das deutsche Erzeugnis ins Feld geführt worden sind, — freilich mit dem für uns schönen Ergebnis, dass aus der diskriminierenden Bezeichnung „Made in Germany“ ein Qualitätsbegriff von Weltgeltung wurde.

Man sollte meinen, dass die Engländer aus diesen Erfahrungen die Lehren gezogen hätten und darauf verzichten würden, diese üblen Nachreden heute wieder als reichlich lächerlich anmutende Ladenhüter in den Verkehr zu bringen. Aber wir sehen uns auch in diesem Falle wieder der Traditionsfestigkeit gewisser englischer Einrichtungen gegenüber, die last not least dort ihre ungeminderte Wirkung erhofft, wo man noch nicht weiss — vielleicht zum Vorteil sogenannter uneigennützig englischer Interessen — was von der Qualität solcher englischer Behauptungen zu halten ist.

Die „Financial Times“, die sich kürzlich in mehreren Artikeln bemühte, der englischen Öffentlichkeit ein abgerundetes Bild vom Stande und natürlich auch von den Schwierigkeiten der deutschen Wirtschaft zu geben, schreibt am 12. Mai unter ausdrücklichem Hinweis auf diese Aufsatzreihe, dass in Portugal und in den südamerikanischen Ländern immer mehr über die Qualität deutscher Maschinen und anderer eingeführter Fertigwaren geklagt werde. Angebliche Berichte aus diesen Ländern besagten, dass die Waren aus hochwertigem Material immer seltener würden. Eisen- und Stahlwaren seien der Gegenstand besonderer Klagen. Dies sei gerade jetzt von einem in London zu Besuch weilenden Vertreter eines wohlbekannteren englischen Konzerns, der in Argentinien tätig ist, bekräftigt worden, der erzählt habe, er könne Beispiele von minderwertigen deutschen Maschinenimporten aufzählen. Besonders bemängelt wurden die kleinen deutschen Dieselmotoren, die früher sehr gut gewesen, in den letzten Monaten aber unter dauernder Qualitätsverschlechterung gelitten hätten. Die Käufer zögen es nunmehr vor, für andere Marken den zwei- oder sogar dreifachen Preis zu zahlen.

Worauf es dem englischen Wirtschaftsblatt ankommt, wird ganz besonders deutlich, wenn man auf die Ausführungen der „Washington Post“ verweist, die vor kurzem schrieb: „Auf Grund der Verknappung an Waggonen, Lokomotiven und Personenwagen in Deutschland müssen die deutschen Verkäufe an Eisenbahnmateriale nach Lateinamerika wahrscheinlich stark beschnitten werden. Davon könnte besonders das Verrechnungsgeschäft mit Argentinien betroffen werden, da es fraglich ist, ob Deutschland 64 Dieselmotoren, 900 Ganzstahlwaggonen und 30 Schlafwagen liefern kann.“

Während die amerikanische Zeitung von angeleglichen Lieferungsschwierigkeiten Deutschlands spricht, geht das englische Blatt einen Schritt weiter, indem es seinerseits von Qualitätsverschlechterung deutscher Maschinen und Fertigwaren redet. Weshalb soll sich nun die Qualität deutscher Exportwaren in den letzten Monaten angeblich so verschlechtert haben? Die Gründe, welche die „Financial Times“ hierfür herbeibringt, sind wirklich das einzig Neuartige an ihren reichlich überalterten Methoden. Das Blatt ist der Meinung, dass dies Deutschlands zunehmenden Schwierigkeiten zuzuschreiben sei, Ermengen zu beschaffen, die nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten zu Stahl von wirklich guter Qualität verarbeitet werden könnten. Da die deutsche Eisenindustrie nicht mehr in dem früheren Umfange Eisenerze aus Frankreich, Schweden und Spanien beziehen könne, sei sie mehr und mehr auf die eigenen eisenarmen Erze angewiesen, die nur unter aussergewöhnlichen Kosten zu Eisen und hochwertigem Stahl verarbeitet werden könnten. „Welche Arbeit auch immer auf die Eisenmengen verwendet werden mag, die für die Aufrüstung bestimmt sind“, so sagt „Financial Times“, „so ist die Tendenz bei der Qualität von Exportstahl, sie so niedrig wie möglich zu halten.“

Man könnte, um diese dreiste Behauptung der „Financial Times“ zu widerlegen, mit vielen Einzelheiten aufwarten, die die un-

verminderte Qualität des deutschen Exportstahls unter Beweis stellen. Es wäre u. a. darauf hinzuweisen, in welchem Umfange die Verhüttungskosten bei eisenarmen Erzen seit ein bis zwei Jahren gesenkt werden konnten und welche Möglichkeiten die Eisen- und Stahlwerke im Verlauf der Verarbeitung und Verfeinerung ausgeschöpft haben und noch weiter erschliessen. Aber wir wollen uns nur mit dem Hinweis auf Tatsachen beschränken, die der Öffentlichkeit schlechthin bekannt sind und auch nicht der Aufmerksamkeit der „Financial Times“ entgangen sein dürften, die sich sonst so gut über die Verhältnisse in der deutschen Wirtschaft unterrichtet zeigt. Im Jahre 1938 hat der Anteil eisenarmer deutscher Erze am gesamten Erzeinsatz der rheinisch-westfälischen Hütten durchschnittlich etwa 15 vH. betragen, während sich der Anteil der Saargruben auf 5 vH. bezifferte. Diese Zahlen sollen also nach Ansicht der „Financial Times“ eine wesentliche Steigerung der Kosten und eine Qualitätsverschlechterung herbeigeführt haben. Dass die Verhüttung eisenarmer Erze die deutsche Eisenindustrie vor gewisse Probleme gestellt hat und zu besonderen Ueberlegungen und Anstrengungen zwingt, soll nicht verschwiegen werden. Deutsche Gelehrte und Eisenhüttenleute haben auf diesem Gebiete schon heuchteliche Erfolge aufzuweisen und befinden sich hierbei in edlem Wettstreit mit jenen kritischen Kollegen, die sich bei der Verarbeitung der eisenarmen Erze von Corby, das unseres Wissens in Mittelengland liegen soll, vor die gleichen Probleme gestellt sahen.

Es ist für die „Financial Times“ vielleicht peinlich, wenn wir bei dieser Gelegenheit auf den Geschäftsbericht des britischen Röhrenkonzerns Stewards and Lloyds hinweisen, in dem ausdrücklich hervorgehoben wird, dass die Erhöhung des Bruttogewinns hauptsächlich auf die günstige Kostengestaltung durch

die Produktion im modernen Corby-Werk zurückzuführen sei.

Dass diese günstige Beeinflussung der Kostenseite auf durchaus sachlicher und gesunder Grundlage beruht, erscheint uns ohne weiteres selbstverständlich, denn wenn wir der „Financial Times“ Glauben schenken wollen, dass England keinen schlechten Stahl an das Ausland verkauft, so erscheint es uns andererseits zweifelhaft, ob die britische Uneigennützigkeit und Liebe zu den vom deutschen Handel „bedrohten“ Staaten gross genug ist, um dieses Ziel auf Kosten der eigenen Aufrüstung zu erreichen.

Der Ruf deutscher Exportware ist auch heute noch unbestritten. Daran können dunkle aber dennoch durchsichtige Konkurrenzmanöver nicht das mindeste ändern. Gerade in den letzten Tagen ist bekannt geworden, — um nur ein Beispiel zu nennen — dass ein helgischer Importeur amerikanischer Radiogeräte seine Verkaufsartikel unter der Bezeichnung „Arbeitsfront-Empfänger“ in den Handel gebracht hat und aus diesem Grunde von deutschen Stellen belangt werden musste. Der belgische Händler dürfte wohl kaum zu solchen Mitteln gegriffen haben, wenn die deutschen Erzeugnisse minderwertig wären. Wir haben es deshalb auch nicht nötig, uns mit ähnlichen Mitteln zur Wehr zu setzen, und lehnen es ab, auf das Niveau eines Konkurrenzkampfes hinabzusteigen, dessen Methoden allzusehr an die Praktiken eines unmoralischen Handelsvertreters erinnern, der die Konkurrenz schlecht macht, um zu billigen Erfolgen zu kommen. Es wäre dem gegenseitigen Verständnis und den Handelsbeziehungen der Völker besser gedient, wenn die englische Presse bei aller Beobachtung der britischen Wirtschaftsinteressen in ihren Mitteln dem Beispiel der deutschen Presse folgen würde. Hier wird weniger vom fair play gesprochen, aber danach gehandelt.

Die Methoden der Tabouis

Seit vielen Jahren schon kennt man in den Lügennachrichten der europäischen Presse Madame Tabouis. Ueber ihre Person herrscht kein Geheimnis. Sie ist die Frau eines kleinen Angestellten in Paris, der sich bescheiden im Schatten seiner heute nicht mehr ganz jungen, aber immerhin noch verbindungreichen Gattin bewegt. Sie wiederum ist der Urquell aller Phantasiegerüchte, die von Frankreich her auf politischem Gebiet ausgestreut werden. Erst vor wenigen Tagen hat die Tabouis von einem „Geheimtakt“ zu berichten gewusst, der zwischen dem Führer und dem Duce zwecks Aufteilung der Welt abgeschlossen worden sein soll. Im „Oeuvre“, ihrem Leib- und Magenblatt, erzählt sie, wie Mussolini bereits Spanien, Kleinasien, den östlichen Teil des Balkans und Nordafrika als Protektorat erhalten hat, während das Reich seine Herrschaft über Ungarn und Rumänien ausdehnt. Dann wieder lässt sie den Duce Savoyen von Frankreich erobern, wofür Deutschland Südtirol zurückerhält und schliesslich und guterletzt lässt die ulkige Dame die Katze aus dem Sack, indem sie dem Reich ein Wirtschaftsprotektorat über „Gebiete in Südamerika“ andichtet.

Nun ist das alles so viel Unsinn, dass man nur noch ein Mitleid mit jenen kümmerlichen Zeitungsschreibern haben kann, die derartige stinkende Dummheiten weiter verbreiten, aber dennoch soll die grösste Märchentante der französischen Presse bei ihren „Arbeitsmethoden“ etwas genauer beleuchtet werden. Die Tabouis kann nur so unglaublich phantasieren, weil sie mit Diplomaten unter einer Decke steckt, weil sie von internationalen Figuren gebraucht wird, die an ihren Sensationen ein bestimmtes Interesse haben.

Ein weiblicher Fouché

Madame Tabouis, die Nichte des französischen Botschafters der Vorkriegszeit in London, Jules Cambon, hat eben durch diese Verwandtschaft weitreichende Beziehungen in französischen, aber auch in englischen und vor allem sowjetrussischen Diplomatenkreisen.

Diese Beziehungen nun sind die Grundlagen ihrer Schädlingarbeit geworden.

Sie ist im Laufe der Jahre und vor allem, nachdem sie Briand in den Glanzjahren von Genf zu seiner Vertrauten gemacht hat, zu einer Art von weiblichem Fouché geworden. Wie der Polizeiminister Napoleons hat sie überall, — man kann ohne Uebertreibung sagen, in jeder europäischen französischen und englischen Botschaft und Gesandtschaft — ihre Agenten und Zuträger, die Tag für Tag im Dienst der Madame die tollsten Indiskretionen begehen, oder Nachrichten lancieren, von denen sie wissen oder glauben, dass diese in den Kram der Madame Tabouis passen. Wie eine Spinne sitzt sie in ihrem Informationsnetz und telephoniert Abend für Abend mit den Hauptstädten Europas.

Die Angst vor der Tabouis

Nun wird man mit Recht fragen, warum sich Diplomaten oder andere Gewährsmänner zu diesen Dingen hergeben, die doch oft genug die Politik der eigenen Regierung durchkreuzt haben.

Die Antwort ist einfach:

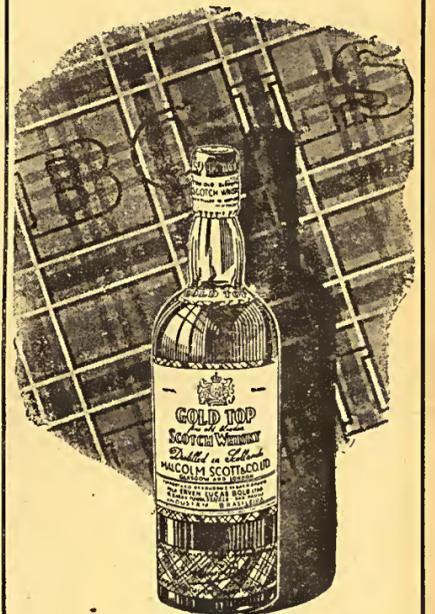
Einer flüstert es dem anderen zu, dass die Tabouis in der Lage ist, Karrieren zu fördern oder sie zu vernichten. Wie weit diese Dinge wahr oder falsch sind, ist eine zweite Frage. Auf jeden Fall übt sie, indem sie auf die Sucht mancher Diplomaten nach einer schnellen Karriere spekuliert, einen grossen Druck aus.

Wahr ist es auf jeden Fall, dass Leute, die sich weigerten, sie zu informieren, plötzlich von wichtigen Posten aus irgendwelchen formalen Gründen abberufen wurden und sich auf irgendeinem unwichtigen Ort wiederfanden.

Das willige Werkzeug

Dieselben Methoden werden von ihr in der Innenpolitik angewandt. Hier benutzt sie nicht nur ihre Informanten, sondern hier wird sie auch benutzt für alle innerpolitischen Intrigen, mag es sich um Minen gegen Bonnet handeln oder um irgendwelche Attacken gegen Flandin, der bekanntlich seit den Septembertagen des vorigen Jahres der Führer

GOLD TOP WHISKY



ist destilliert in Schottland

und graduiert in Brasilien von

ERVEN LUCAS BOLS.

Durch die statt in Schottland hier vorgenommene Gradierung wird eine erhebliche Summe an Zoli gespart. Sparen auch Sie und verlangen Sie bei Ihrer nächsten Bestellung

GOLD TOP

Erhältlich in Flaschen und Litern.

einer realpolitischen Gruppe von Politikern ist und infolgedessen wie kein zweiter Mann in Frankreich angegriffen und diffamiert wird. Ueber den politischen Instinkt der Dame Tabouis sind sich alle Franzosen einig. Auch ihre sogenannten Freunde, deren mächtigster wohl Herriot sein dürfte, wissen Bescheid. Aber es ist ja so schön, ein willenloses Werkzeug, das letzten Endes Frau Tabouis ist, immer zur Verfügung zu haben, um es im Notfall zu benutzen — sei es aus egoistischen Motiven, sei es, um die Kriegsmacher zu ermutigen oder die Stimmung in Frankreich zu vergiften.



Der Sonnenschein des Hauses

ist ihr Kind, wenn es sich guter Gesundheit erfreut. Aber was ist, wenn eine Diarrhoe Ihr Kind quält. Dann müssen Sie sofort zu den bewährten Eldoformio-Tabletten, dem Erzeugnis der Firma „Bayer“ greifen.

Vergessen Sie niemals: Gegen Diarrhoe stets



Eldoformio
Tabletten
die sowohl Kindern wie Erwachsenen helfen.

RADIO TELEFUNKEN

VERTRETER IN ALLEN STAATEN BRASILIENS
SIEMENS-SCHUCKERT S. A.
 RIO DE JANEIRO SÃO PAULO
 RUA GENERAL CAMARA, 87 RUA FLOR. DE ABREU, 43

Luftachse Berlin-Rom

Der Raum, auf den sich heute in erster Linie die Blicke der Menschheit und insbesondere diejenigen der von künstlich aufgepeitschter Nervosität geprägten demokratischen Völker richten, ist der Raum der Luft, weil man in ihm den für die Völker drohenden Zusammenprall der Kräfte erwartet und vielfach sogar den Schauplatz der zukünftigen Kriegentscheidung erblickt. Auch wenn man unter der Zauberkraft des neuen, des dreidimensionalen Raumes keinen Augenblick die Kraft und die Aufgabe des Heeres und der Flotte vergisst oder unterschätzt, so ist die gewaltige Bedeutung und die entscheidende Kraft des richtig vorbereiteten und durchgeführten Luftkrieges nicht mehr zu übersehen.

Die Luftmacht ist in den Brennpunkt des militärischen Denkens gerückt

Und wenn das neue Deutschland aus der klaren Erkenntnis seiner seestrategischen Lage und seiner Aufgeschlossenheit für alle neuen, zukunftsstrahlenden Gedanken und Bewegungen heraus unter bewusster Zurückstellung und Begrenzung der Seerüstung das Ziel: stärkste Luftmacht der Welt! vor sich aufrichtete und nach wenigen Jahren erreichte, so sind daraus die Aufmerksamkeit und rasche Entschlossenheit zu erkennen, die Deutschland dem Luftraum und seinen kriegerischen Möglichkeiten zuwendet und in stetig wachsendem Masse zuwenden wird. Wenn Deutschland heute als zahlen- und weit mehr noch wertmässig stärkste Luftmacht der Welt allein die vereinten Kräfte Frankreich-Englands zur Luft ohne grosse Mühe aufwiegt und zusammen mit der zahlenmässig — wenn man den höchst unsicheren Faktor Russland ausschliesst — an zweiter Stelle und wertmässig in einer Linie mit Deutschland stehenden italienischen Luftmacht einen luftpolitischen Riesenblock darstellt, dann wird die von Unsicherheit gezeichnete Aufmerksamkeit klar, mit der die sogenannte demokratische Welt bei ihren Versuchen zur Einkreisung und zur Machtzusammenballung gegen Deutschland gerade die luftkriegerische Seite verfolgt, um so mehr weil es zur Gewohnheit geworden ist, das als Luftmacht alles andere als bedeutungslos Japan und das neuerstarkte Spanien, dessen Gefährlichkeit man zunächst als „Stützpunkt“ erblickt, zur Achse zu zählen. Wenn irgend etwas Besonderes auf diese Aufmerksamkeit hinweist, dann ist es der hervorragende Charakter, den die gewesene Tschecho-Slowakei — auch die Rest-Tschecho-Slowakei nach der Münchener Vereinbarung — als „Flugzeugträger“ gegenüber Deutschland besass, und die Tatsache, dass in dem Augenblick der Liquidierung dieses Flugzeugträgers die Hasswelle gegen Deutschland mit doppelter Kraft emporschlug und die Einkreisungspolitik in ein ebenso sichtbares wie in seinem Endergebnis wenig hoffnungsvolles Stadium eintrat.

Führen wir uns die Grundgedanken einiger Ausführungen zu Gemüte, die vor kurzem ein volkmässig neutraler, aber den Demokratien zuneigender Mann in seinem kleinen Kreise zum besten gab.

7000 ausgezeichnete Flugzeuge erster Linie

darunter die besten Bomber, Zerstörer und Jagdeinsitzer der Welt, stehen der „Achse“ zur Verfügung. Rechnet man etwa 4000 — zumindest was Deutschland anbelangt — grösstenteils ebenfalls moderne Reserveflugzeuge dazu, ergibt sich ein Gesamtbestand von 11.000 Flugzeugen. Von Japan und Spanien das sich zweifellos mit Hilfe Italiens und Deutschlands eine starke Luftwaffe schaffen wird, sei nicht einmal die Rede. Die Demokratien seien demgegenüber in einer äusserst bedrohlichen Lage, die auch nicht allzu grosse Hoffnung auf Besserung verspräche, wenn man nicht auf das grösste Gut der Menschheit, die Freiheit, verzichten und zu „Gewaltmassnahmen“ greifen wolle, wie sie die „Diktatoren“ — leider mit Erfolg — anzuwenden pflegten. Aber auch derartige Gewaltmassnahmen würden in den Demokratien niemals so grosse Erfolge haben wie in den Faschismen, weil immer wieder mit starken Widerständen aus den verschiedensten Kreisen zu rechnen sei, was es in den Diktatorstaaten nicht gebe. Hinter dem „Warum“ liess der Redner ein Fragezeichen. Es sei ihm nicht verübel, weil für das Wohlergehen mancher Theorie die Wahrheit besser unausgesprochen bleibt. Kurzum: Der Sprecher liess einige Ausführungen über die luftpolitische Stärke der Demokratien folgen. England und Frankreich verfügen so zurzeit über etwas mehr als 3500 Flugzeuge erster Linie, unter denen die englischen grösstenteils „prima“, die französischen weniger „prima“ seien. Die Reserven seien meistens — zumindest in Frankreich — nicht mehr auf der Höhe. Die englische Industrie komme gut in Fahrt. Die durcheinandergeratene französische Industrie tue ebenfalls ihr Möglichstes. Trotzdem sei es aber unwahrscheinlich, dass der mit „drastischen“ Massnahmen und „diktatorischer“ Gepflogenheit erreichte Vorsprung insbesondere auch der deutschen Luftfahrtindustrie in technischer wie produktionsmässiger Beziehung jemals einzuholen sei. Die „Vergewaltigung“ Böhmens und Mährens mit ihrer ausgezeichneten Luftfahrtindustrie, die Beschlagnahme der gesamten tschecho-slowakischen Luftwaffe und die gleichzeitige, strategisch ungeheuer bedeutungsvolle Abrundung des Reiches seien bei diesem

Vorsprung von grösster Bedeutung

Die Angriffsaussichten gegen England und Frankreich im Norden wie im Mittelmeer zugleich seien bedenklich und gefährlich. Blicke ein hilfeheischender Blick zu den USA sowie ausserdem zu einigen noch stärker zu umwerbenden Oststaaten, an deren Spitze Polen, und schliesslich zu dem Riesenreich der Sowjets. Selbst wenn man mit einem tod-sicheren Eingreifen der USA rechne, so reiche das vielleicht — wenn man die sonstigen Anhänger der Achse aus dem Spiel lässt — um ein Gleichgewicht gegen Deutschland und Italien herzustellen; aber wer könne sagen, ob bei dem rabiat schnellen Handeln der Diktatoren, deren Luftkriegspläne undurchsichtig und jedenfalls sehr rücksichtslos seien, die USA-Hilfe nicht zu spät komme. Was Polen anbelangt, so sei die polnische Luftwaffe nicht zu unterschätzen. Aber zu grossen Schlägen müsse sie erst ausgebaut werden, denn sie sei Verteidigungswaffe, und dem besagten Ausbau ständen grosse Hindernisse entgegen. Vor allem aber sei die Tschecho-Slowakei nicht zu ersetzen, und undurchsichtig vor allem das Problem Polen-Russland, das im Falle der Tschecho-Slowakei gar kein Problem gewesen sei, wenn man von der Tatsache absehe, dass Russland im September 1938 versagt und seither ständig mehr an Kredit verloren habe. Trotzdem müsse man alles daransetzen, um das Problem Polen-Russland zu lösen und Sowjet-russland an die Seite der Westdemokratien zu bringen, denn eine unbestimmte Macht im Rücken Deutschlands sei besser als gar keine. Dieselben Bemühungen hätten jeder anderen Macht zu gelten, die der demokratischen Front nützen können, denn viele Hunderte seien schliesslich doch des Hasen Tod. Wenn man den Demokratien den schwerwiegenden Vorwurf machen könne, weshalb sie überhaupt dem Aufstieg der Faschismen und insbesondere Deutschlands so tatenlos zusehen hätten, so helfe das im Augenblick wenig, wo man infolge der demokratischen Rückständigkeit zusehen müsse, wie die Diktatoren auch noch die Lücke in ihrer Rüstung und ihrer Kriegsbereitschaft füllten, die ihnen vor kurzem wohl noch zum Verhältnis hätte werden können, denn ohne Öl und Benzin kein Luftkrieg von modernem Ausmass. Man sehe zu, wie die Betriebsstoffabriken aus der Erde wüchsen und bald den Bedarf der Diktatoren restlos decken würden, denn man brauche nicht zu bezweifeln, dass die Diktatoren gerade in dieser Beziehung mit besonderer Strenge am Werke seien. Trotz allem aber: es gebe keinen Grund, zu verzweifeln. Es gelte, Verbündete zu suchen, wo man sie finde, und vor allem: zu arbeiten, sei es schliesslich auch unter einer zeitweiligen Opferung der Freiheit, denn dies sei immer noch besser, als die Freiheit für immer zu verlieren!

Also sprach ein Mann, dem Wohl und Wehe der Demokratien am Herzen lagen. Von Interesse an diesen Ausführungen ist nicht zuletzt, dass der Sprecher darauf verzichtete, im Gefolge demokratischer Presse- und Rundfunkpropaganda, mit heftigem und trotzdem von Altersschwäche leicht durchzittertem Gegacker die eigene Stärke in den Himmel zu heben. Er sprach aus der klaren Erkenntnis der Leistungen und Erfolge der autoritären Staaten heraus, deren „diktatorischen Prinzipien“ nachzuahmen sich ja auch die eine oder andere der sogenannten Demokratien keineswegs scheut.

Nehmen wir uns jedoch noch eine andere Stimme vor, die von jenseits des Ozeans herüberschallt. Dort schrieb in einer Zeitschrift ein Mann, der die grossen Luftmächte be-reist und seine Augen weit aufgemacht hatte — nur hinsichtlich der Sowjetunion war ihm das verwehrt worden, wahrscheinlich aus Schmerz über die vernichtende Kritik Lindberghs über die Sowjetluftwaffe —, kurzum er schrieb über die Luftmächte der Welt. Das wesentlichste in seinen Ausführungen war dabei eine Tabelle, in der er in einer Art sportlicher Punktwertung die grossen Luftmächte beurteilte. Er teilte dabei ein in verschiedene Sparten, und zwar: Flugzeugzahl, Qualität, Fabrikationszahlen, Fabrikationsmöglichkeiten im Höchstfall, Personal, Moral. Deutschland erhielt in sämtlichen Sparten die Höchstpunktzahl 10, die sonst nur noch

dreimal vergeben wurde (USA: Qualität, Sowjetunion — nicht auf Grund eigener Anschauung des Verfassers —: Zahl der Flugzeuge und des Personals). Im einzelnen erhielten im Punkt Flugzeugzahl: Deutschland 10, Italien 5, England 3, Frankreich 2, USA 3, Sowjetunion 10 Punkte; in der Sparte Qualität: Deutschland 10, Italien 8, England 8, Frankreich 4, USA 10, Sowjetunion 5 Punkte; in der Sparte Fabrikationszahlen: Deutschland 10, Italien 4, England 4, Frankreich 1, USA 2, Sowjetunion 7 Punkte; in der Sparte Fabrikationsmöglichkeiten im Höchstfall: Deutschland 10, Italien 6, England 6, Frankreich 3, USA 2, Sowjetunion 8 Punkte. Von besonderem Interesse war schliesslich die Wertung in der letzten Sparte: Moral! Während auch hier Deutschland mit 10 Punkten an der Spitze stand, folgte dichtauf Italien mit 9 Punkten, während England, USA, Sowjetunion mit je 6 Punkten wesentlich absanken und Frankreich mit ganzen 2 Punkten abgetan wurde. Insgesamt vereinigten die Achsenmächte auf sich 98 Punkte, während die vier anderen Weltluftmächte zusammen auf 118 Punkte kommen, und wenn irgend etwas deutlich zu sprechen vermag, dann sind es diese schlichten Zahlen. Ihre vielsagende Sprache kann schliesslich nur noch unterstrichen werden durch die Zahl der Flugrekorde nach dem Stand vom April 1939.

Mit 80 Flugrekorden steht die „Achse“ an der Spitze der Welt

Alle übrigen Staaten zusammen, und zwar ausser den vier obengenannten auch noch Polen, Belgien, Japan und die bereits liquidierte Tschecho-Slowakei brachten es auf noch nicht 60 Flugrekorde. Wenige Zahlen sprechen Bände!!!

Die grossen Führerstaaten haben auf allen Gebieten des politischen und wirtschaftlichen Lebens trotz ihrer ursprünglichen materiellen Armut und trotz des materiellen Reichtums der Gegenseite ihren Weg zur Sonne ertrotzt und werden ihn weiter ertrotzen. Der Aufstieg der Führerstaaten in seiner Gesamtheit ist das Ergebnis ihres revolutionären Geistes, ihrer starken von jugendlicher Frische durchzogenen Willenskraft, ihrer glänzenden Disziplin und ihrer konzentrierten Kraft der Arbeit. Dieselben Eigenschaften haben auch die Luftfahrten derselben Staaten, die gewaltige Achse der Luftmacht quer durch Europa von Nord nach Süd, zu ihrer unvergleichlichen Stellung emporgeführt und werden ihre Kräfte stetig weiter stärken. Daran wird nichts geändert durch Geschrei, Gehetze und Zeitungsschmiererei, nicht auch durch trübe Methoden der Einkreisung, bei denen die zum Kampf für die Interessen anderer aussersehen kleineren Staaten vor der im allgemeinen nicht schweren Wahl stehen zwischen einer alterskranken und in der müden und unfruchtbaren Erhaltung des status quo wenigstens äusserlich einigen Staatenwelt und der Front der zukunftsstrahlenden jungen Völker.

Disziplin wird immer siegen über eine falsch verstandene Freiheit

Die in Jahren und Jahrzehnten verstärkte und vertiefte Disziplin wird auch siegen über ein „Einigkeitsstrohfeuer“, wie es durch die höchste Aufputschung der Leidenschaften einmal aufflammen mag. Erst recht siegen aber wird die aus einer Idee heraus entstandene und ihre Kräfte schöpfende Disziplin über eine gewaltsam erzwungene Einigkeit, die die in Jahrzehnten herangezüchtete, überspitzte Freiheit des einzelnen und seine Ichsucht niemals mehr voll niederzwingen und eine wahrhafte Front einheitlichen Willens zu verwirklichen vermag. Dazu gehört mehr als demokratische Vollmachten. Dazu gehört eine grosse, tiefgreifende Idee.

Die immense Kraft der Luftachse Berlin-Rom geht wie der Gesamtaufstieg Deutschlands auf die zwingende Gewalt der nationalsozialistischen und faschistischen Idee und die in ihr begründete, einzigartige Disziplin der beiden Völker zurück, und in ihrem Zeichen wird sich ihr weiterer Aufstieg vollziehen. Ihr Zeichen heisst: Unentwegt empor!



Die grösste und beste Auswahl in Photoartikeln. Abzüge von Aufnahmen. Vergrösserungen. — Garantierte Arbeiten.

BRILLEN nach ärztlicher Anordnung.

Alle Neuheiten.

Das Auslandsdeutschtum im Buch

Seit die Anteilnahme des deutschen Volkes an der Dingen, die ausserhalb der Grenzen des Reiches geschehen, wieder grösser geworden ist, besam man sich vielerorts der deutschen Pioniere, die im Laufe der Jahr-

hunderte fremdem Volkstum dienten. Wer im Studium oder auf Reisen den Spuren dieser Deutschen folgte, musste über Ausmass und Bedeutung der Auswanderung aus allen Gauen täglich neue Wunder erleben.

Packende Schicksale deutscher Männer in Uebersee vermitteln uns drei neuerschriebene Bücher, die im Rahmen der umfangreichen auslandsdeutschen Literatur der letzten Monate durch Sachlichkeit und bewegte Darstellung auffielen. Erich Reimers, der sich früher bereits um die Schilderung der Anfänge Nordamerikas bemüht hat, gibt in seinem Buch „Die Welsler landen in Venezuela“ ein farbiges Bild dieser wagemutigen Kolonisation eines deutschen Handelshauses. Der Name des Verlages (Wilhelm Goldmann Leipzig), der in der jüngsten Zeit einige Standardwerke über Auslandsfragen herausbrachte, verbürgt bereits eine gewissenhafte und geschichtlich treue Wiedergabe einer bisher wenig beachteten Episode deutscher Vergangenheit. Und gerade auf diese historische Treue kommt es bei einem Stoff an, der neben geschichtlichem Reiz auch eine lebendige Beziehung zu den ersten Fragen der politischen Gegenwart birgt. Bei der Welslerexpedition, die bisher von Brehm und Löhrdorff in wertvollen Büchern mehr dichterisch und abenteuerlich gesehen wurde, handelt es sich nämlich um die Tragödie der Kolonialpioniere, die den Auftrag des Welsershauses trotz allen Kämpfens nicht erfüllen können und elend scheitern, weil ihnen der Schutz eines starken, einigen Reiches versagt blieb. Dem Verfasser muss gedankt werden, dass er uns diesen Ausschnitt aus unglücklicher deutscher Geschichte knapp, klar, den Quellen getreu, wie eine nüchterne Chronik vorhält und von allen unnützen Erläuterungen Abstand nimmt. Er hat uns dadurch mit seinem Werk über einen Versailles ähnlichen Schandvertrag — mit einem solchen endete die Welslerexpedition — ein politisches Buch ersten Ranges gegeben.

Als Stoff begrenzter, inhaltlich jedoch in gleicher Weise gewichtig erscheint die kleine Schrift von Eugen Schopf über „J. K. Weiser, Vater und Sohn“ (J. F. Steinkopf, Stuttgart). Dieser Lebensbericht schwäbischer Bauern in Nordamerika erhält seinen besonderen Wert durch die Betonung der bodenständigen schwäbischen Merkmale in Charakter. Leben und Handeln dieser urdeutschen Männer, die im jungen Amerika oftmals Not litten, aber auf allen Wegen eine starke, männliche Haltung bewiesen und manchmal sogar durch ihren Entschluss das Schicksal einer werdenden Nation entschieden. Schopfs Werk, dem historische Stiche beigegeben sind, stellt einen brauchbaren Beitrag zum Studium des Deutschtums in USA. dar, vor allem durch die Verbindung der beiden Weiser mit Zinzendorf, Mühlberg und anderen namhaften Deutschen des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts.

Das dritte Werk über einen in die Welt verschlagenen Deutschen nennt sich „Anno 1791 fing es an...“ (Philipp Reclam Leipzig). Konrad Krause erzählt dessen Kampf gegen Napoleon in fünf Weltteilen. Der Herausgeber nennt sein Buch eine freie Bearbeitung der nachgelassenen Berichte Berslings. Bei der Fülle des Erlebten und der oft modern anmutenden Betrachtung damaliger Verhältnisse muss angenommen werden, dass Krause die etwa vorhandenen Unterlagen nach genauer Ueberprüfung und mit grossem Fleiss bearbeitet hat. Die einzelnen Kapitel, die im Stil eines einfachen, lebensfrohen Menschen geschrieben sind, vermögen allen etwas zu geben, die sich über die bewegte napoleonische Zeit aus der Schau des Alltäglichen unterhalten lassen wollen. gf.

Volksdeutscher Schriftumspreis in Stuttgart vergeben

Der Volksdeutsche Schriftumspreis wurde nun schon zum fünften Male vergeben. Er wurde in einer Feierstunde im Ehrenmal der deutschen Leistung im Ausland von Stuttgarts Oberbürgermeister Dr. Strölin dem Rats-herrn der Stadt der Auslandsdeutschen Karl Götz für sein neues Buch „Brüder über dem Meer“ verliehen. Damit wurde der Volksdeutsche Schriftumspreis bereits zum zweiten Male Karl Götz zuerkannt. Er hatte den ersten überhaupt verteilten Preis am 9. Mai 1935 für sein Buch „Das Kinderschiff“ erhalten. Die Preisträger der folgenden Jahre waren: Erwin Wittstock mit dem Novellenband „Die Freundschaft von Kockelburg“, Heinrich Zillich mit dem Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten“ und im Vorjahre Friedrich Bodenreuth mit dem Roman „Alle Wasser Böhmens fliessen nach Deutschland“.

Mit Karl Götzens „Brüder über dem Meer“ wurde eines der wichtigsten Bücher der ganzen letzten Zeit ausgezeichnet. Ein Buch, das wirklich zum Volksbuch werden sollte. Karl Götz berichtet darin über die Ergebnisse seiner grossen Amerikafahrt. Es waren herrlich beglückende, doch auch bittere und schmerzliche, aber stets aufwühlende und erschütternde Erlebnisse. Aus Karl Götzens Wissen über die vielfältigen Wanderwege des Auslandsdeutschtums wird das Buch zur Chronik der deutschen Auswanderung in die Länder Amerikas schlechthin. Es wird dabei wieder einmal sichtbar, was Deutschland der Welt gab. Brennend gegenwärtig wird jedoch auch wieder einmal, was dem Deutschtum ob seiner staatlichen Zerrissenheit und Ohnmacht an volklicher Kraft verloren ging.

KRANK?

Dann lassen Sie sich

homöopathisch

behandeln. — In dem

Dispensario Homöopathico São Paulo
Praça João Mendes 8, sobr.

stehen Ihnen von 9—18,30 Uhr die besten homöopathischen Aerzte São Paulos unentgeltlich

zur Verfügung. Denken Sie daran, dass jede leichte Erkrankung in eine schwere Krankheit ausarten kann. Die Homöopathie heilt auch in schwersten Fällen auf eine milde Weise und mit recht geringen Spesen.
(Geben der homöopathischen Apotheke Dr. Willmar Schwabe Ltda.)

Dr. Mario de Fiori

Spezialarzt für allgemeine Chirurgie
Sprechst.: 2—5 Uhr nachm., Sonnabends: 2—3.
Rua Barão de Itapetininga 139 - II. andar - Tel. 4-0038

VIGOR-MILCH

Die beste Milch in São Paulo

S. A.
Fabrica de Productos Alimenticios "VIGOR"

Rua Joaquim Carlos 178
Tel.: 9-2161, 9-2162, 9-2163

Dr. G.H. Nick

Facharzt
für innere Krankheiten.

Sprechstunden täglich v. 14-17 Uhr
Rua Libero Badaró 73, Tel. 2-3371
Privatwohnung: Telefon 8-2263

Dr. Erich Müller-Carioba

Frauenheilkunde und Geburtshilfe
Röntgenstrahlen — Diathermie
Ultraviolettrahlen
Kons.: R. Aurora 1018 von 2-4,30
Uhr. Tel. 4-6898. Wohnung: Rua
Groenlandia Nr. 72. Tel. 8-1481

Deutsche Apotheke

In Jardim America
Anfertigung ärztlicher Re-
zepte, pharmazeutische
Spezialitäten — Schnelle
Lieferung ins Haus.
RUA AUGUSTA 2843
Tel. 8-2182

Deutsche Apotheke

Ludwig Schwedes
Rua Libero Badaró 45-A
São Paulo / Tel. 2-4468

Hugo Lichtenthäler

Rua Aurora Nr. 135
Aeltestes deutsches Möbelhaus
Grosse Auswahl in kompl.
Zimmern u. Einzelmöbeln.
Auch TAUSCH und KAUF
von gebrauchten Möbelstücken

Jorge Dammann

Deutsche Damen- u. Herren-
schneiderei. Große Auswahl
in nat. u. ausländ. Stoffen.
R. Ypiranga 193, Tel. 4-2320

Josef Hüls

Erfolgreiche Schneiderei. —
Mäßige Preise. — Rua Dom
Jose de Barros 266, sobr.,
São Paulo, Telefon 4-4725

Heinrich Lutz

Deutsche Schuhmacherei
Rua Sta. Epiphania 225

João Knapp

Klempnerei, Installation.
Regist. Rep. de Aguas und
Esq. — Rua Mons. Pajsa-
laqua 6. Telefon 7-2211.

Farben-Lacke-Pinsel

und alle übrigen Bedarfsartikel
für Hausanstrich und Dekoration

Emilio Müller, R. José Bonifacio 114

Deutsche Färberei und chemische Waschanstalt „Saxonia“

Annahmestellen: Rua Sen. Feijó 50. Tel. 2-2396
und Fabrik: Rua Barão de Jaguará 980. Tel. 7-4264

SOCIEDADE TECHNICA BREMENSIS

LTDA.
STAMMHAUS:
São Paulo - Rua Florencio de Abreu N° 139

Maschinen u. Werkzeuge

für Metall-, Blech- und Holzbearbeitung, Elektr. Schweißma-
schinen, Pumpen, „Weiss“ Feuerlöcher „Malmox“, Schleif-
schleiben „MSO“, „Alpine“ Stühle, Elektrowerkzeuge „Fein“,
Landwirtschaftliche Maschinen.

Graphische Maschinen u. Materialien

Jeder Art. Maschinen für Papierverarbeitung und Kartonage-
industrie, Druckerei-Materialien, „Intertype“ Setzmaschinen.
Vertrieb der Erzeugnisse der Schrittlösserei „Funtymod“, Moder-
ne Reparaturwerkstätten, Messerschleiferei, Walzenglosserei.

Elektro Materialien

Großes Lager aller Installationsartikel, Drahte, Kabel, Moto-
ren, Dynamen, Schaltapparate, Elektrische Haushaltsartikel,
Beleuchtungsleuchten, Lampen, Staubsauger und Bohrma-
schinen „Progress“.

Feld- u. Eisenbahnmaterial

Alleinverkauf der Erzeugnisse der Orenstein & Koppel A. G.
Dieselmotorkomponenten, Strassenwalzen, Bagger, Großer Stock
von Feldbahnmaterial und Schienen, Diesel-Fahrgestelle für
Lastwagen und Omnibusse „Bussing-NAG“.

Cliché Fabrik

Autotypen, Strichzeichnungen, Mehrfarbendrucke in hoehster
Vollendung, Entwürfe, Zeichnungen, Retuschen, Photolithos,
Grosste Anstalt Suedamerikas.

Abteilung Auto-Union

DKW — WANDERER — HORCH

Automobile
DKW Motorräder
Ausstellungsraume und Reparaturwerkstaette
São Paulo - rua Ypiranga, 114-118

Filialhaeuser:

RIO DE JANEIRO - CURITYBA - RECIFE

Eine



bietet jedem das Beste

In allen Fachgeschäften zu haben

Dres. Lehfeld und Coelho
Dr. Walter Hoop
Rechtsanwälte

São Paulo, Rua Libero Badaró Nr. 44 J,
Telef.: 2-0804 — 2. Stock, Zim. 11 — 16 — Postfach 444

Vor Annahme falschen Geldes

schützt der bargeldlose Zahlungsverkehr
Eröffnen Sie ein Konto beim

Banco Allemão Transatlântico

RUA 15 NOVEMBRO 268
und zahlen Sie Ihre Rechnungen

per Scheck!

Zu jeder gewünschten Zeit erhalten Sie
von uns einen Auszug ihrer Rechnung, um
Ihnen die Kontrolle über Ihre Zahlungen
zu erleichtern.

Versicherungen

Caixa 94 **G. OPITZ** Telefon 2-5165

Eine Frau verrät Russland

Tatsachenroman einer polnischen Abenteurerin - Von Hermann Jung

(Schluss)

Kussansky erlebte. Er liess das Blatt sinken und sah sich im Kreise um. „Aus,“ sagte er, Millers Freunde stürzten sich auf den Brief: Admiral Kedrow, Oberst Mazylew, Denikin, Kussansky gewinnt zuerst die Fassung wieder. Er nimmt Oberst Mazylew beim Arm und zieht ihn in eine Taxe.

„Hotel Pax,“ ruft er dem Fahrer zu. Es ist mittlerweile Nacht geworden. Das Publikum strömt aus den Lokalen, aus den Kinos und Kabarets. Das Wetter ist schön und die Nachtbummler machen noch einen Spaziergang. Das Hotel liegt im tiefsten Frieden. Es dauert eine Weile, bevor der Portier öffnet.

„Skoblin,“ sagt Kussansky. Dann stehen sie vor dem geheimnisvollen Mann. „Sie müssen mitkommen, Miller ist verschwunden.“ Kussansky sieht seinen alten Kameraden schaf an. Aber der hat sich in der Gewalt. Er zeigt eine entsetzte Miene: „Nicht möglich,“ sagte er, „ich komme gleich.“ In wenigen Sekunden ist er wieder da und fährt mit zum Büro Rows.

Er sieht sich einem Dutzend neugieriger Augen gegenüber. Und alle fragen: „Was weisst du von Miller?“

Skoblin trotzt: „Nichts weiss ich, ich habe ja schon geschlafen.“ Da zieht Kussansky den Brief heraus und hält ihn Skoblin vor die Nase. Aber auch dieser Brief scheint keinen Eindruck auf Skoblin zu machen. „Was geht mich das an,“ sagt er und zuckt die Achseln. „Das muss ein Irrtum sein, habe nie eine Verabredung mit Miller gehabt.“

Denikin tritt einen Schritt vor und sagt mit Betonung: „Boten Sie sich nicht heute mittag an, mich nach Brüssel zu fahren?“ Zum ersten Male wird Skoblin unsicher. Aber er reisst sich mit Gewalt zusammen und erwidert kalt: „So legen Sie also das Angebot eines Freundes aus?“

Kussansky hat sich seinen Mantel angezogen, Admiral Kedrow gleichfalls. Hinter ihm steht seine Frau.

„Und was wünschen Sie sonst noch von mir?“ Skoblin fragt es brüsk.

„Dass Sie uns auf die Polizei folgen, wo man einige Fragen an Sie stellen wird.“

Skoblin erwidert nichts darauf. Er geht einen Schritt voraus. Im Flur ist es dunkel. Kedrow ruft: „Kussansky sind Sie noch da?“ „Ja,“ tönt es aus der Dunkelheit. Dann ein

erstaunter Ruf: „Wo aber ist Skoblin?“

Die sechs Menschen sehen sich erstaunt und bestürzt um. „Geflüchtet,“ sagt Kussansky gepresst. Sie eilen atemlos die Treppe hinab auf die Strasse. Aber die liegt da wie tot. Keine Menschenseele weit und breit. Eine Katze schleicht sich über die Fahrbahn. In der Ferne hupt eine Taxe. Paris schläft.

Nur die Plewitzkaja schlief nicht. Sie wartete auf den Besuch der weissrussischen Kameraden Skoblins. Als die Klingel ging, war sie schon angezogen. Ihr Gesicht sah verstört, beinahe verwüstet aus. „Ihr seid schuld,“ knurrte sie wie ein gereiztes Raubtier, aber sie ging mit zur Polizei. Und Kussansky sagte später: „Als ich die Plewitzkaja in diesem Aufzuge sah, da wurde es mir klar, was

„Der rote Zugführer,“ dachte Skoblin, und er eilte die Treppe hinauf, klopfte an und öffnete die Tür. Am Schreibtisch brannte eine Lampe, und ein Mann fuhr hoch, hatte eine Pistole schussfertig in der Hand und legte auf Skoblin an: „Hände hoch,“ schrie der rote Zugführer, „was wünschen Sie?“

Skoblin machte eine unglückliche Figur. Er hatte einen anderen Empfang erwartet. „Ihren Schutz,“ sagte er kläglich.

Der „rote Zugführer“ lachte verächtlich. „Sie machen uns Unannehmlichkeiten, mein Herr. Wenn Sie schon Verabredungen treffen, dann bitte so, dass Sie uns nicht kompromittieren. Lesen Sie morgen früh die Pariser Zeitungen, dann wird Ihnen klar werden, weshalb wir jetzt nichts für Sie tun können. Wir hatten Sie und Ihre Frau für kün-

gefahren war. Nachtbummler hielt er für verkappte Kriminalisten. Skoblin hatte keinen Franken in der Tasche. Die Brieftasche lag wohl verwahrt daheim auf dem Nachttisch. Und so lief er weiter. Allmählich gewann er die Besinnung wieder und versuchte, sich zu orientieren. Er war zwar wahllos in die Nacht hinausgelaufen, aber er stellte jetzt doch fest, dass er an der Peripherie von Paris stand, wo die Laubenkolonien anfangen und dunkle Existenzen ihren Wohnsitz haben, wo Elend und Not hausen und wohin sich der Pariser Bürger nicht einmal bei Tag, geschweige denn bei Nacht verirrt.

Skoblin vermochte wieder einen klaren Gedanken zu fassen. Er musste Geld haben, Geld um jeden Preis, um nach Orleans fahren zu können, zu seinen Freunden. Da wohnte Graf Ignatiew, der Agent der GPU, und versuchte die Provinz mit bolschewistischem Agitationsmaterial. Der würde ihm helfen. Er war ja ein alter Kamerad und musste Verständnis für ihn haben. Aber zunächst brauchte er Geld. Nicht viel, fünfzig, hundert Franken. Skoblin sah sich um. Er war allein auf der Strasse. Hier war er in der Nähe des Port du Pernes. Hier wohnte sein Schwager Jakobowitz. Der war sparsam. Man sah sich nicht oft. Im allgemeinen hatten Skoblins nicht viel von ihm wissen wollen, besonders die Plewitzkaja nicht. Waren kleinbürgerliche Leute, die das Bohemium der Skoblins hassten. Skoblin überlegte. Er stand an einer Haltestelle der Omnibusse, die in die Innenstadt führen. Es war sehr dunkel. Die Laterne, die hier stand, brannte nicht. Die Kuppel war zertrümmert. Da hallten Schritte auf dem Pflaster. Skoblin sah den Schatten einer Pelerine: Ein Schutzmann. Wieder kroch ihm die Angst über den Rücken. Er ging quer über den Fahrdamm, erst langsam, dann immer schneller. Dann lief er plötzlich wieder und stoppte erst seinen eiligen Lauf, als er vor der armseligen Wohnung seines Schwagers stand. Der klopfte, aber es öffnete niemand. Die Läden waren verschlossen. Irgendwo schlug ein Hund an. Ein Licht flammte auf. Der Kopf einer Frau erschien in dem Fensterrahmen. Die Schwägerin. Sie fragte mürrisch nach Skoblins Begehren.

„Wo ist der Schwager?“ wollte er wissen. „Fortgegangen,“ knurrte die Frau und warf klatschend den Schlagladen zu. Da stand er wieder in der Dunkelheit. Sinnend tastete er sich zurück auf den Fahrdamm. Da stand wieder der Mann mit der Pelerine. Er hatte ihn verfolgt, bis er ihn in dieser Elendsgasse verschwinden sah. Nun wartete er auf Skoblins Rückkehr, denn er wusste dass er ihm aus dieser Sackgasse nicht entrienen konnte. Skoblin verharrete regungslos. Der Angstschweiss brach ihm wieder aus. Er blickte sich um. Rechts lag eine Mauer.

Confeitaria

Aeltestes und
vornehmstes Haus



Biennense

Nachm. und abends
gutes Konzert

Tel. 4-9230 - RUA BARÃO DE ITAPETININGA 239 - S. Paulo

für gutgläubige Schafe wir alle waren, und dass wir uns jahrelang von dieser Frau bluffen liessen. In dieser Nacht habe ich sie in ihrer ganzen Falschheit erkannt. Sie ist eine Furie, eine Bestie, eine...“ Er kannte sich selbst nicht mehr in seinem unbezähmbaren Hass. Die „bunten“ Generale standen plötzlich alle zusammen. Dieser Schlag hatte sie wieder geeint.

Als die „Maria Uljanowna“ längst mit Miller von Le Havre aus im Kanal schwamm, irte Skoblin wie ein gehetztes Wild durch Paris. Er wusste, die Weissen würden nicht säumen, ihn einzufangen und die Polizei entsprechend alarmieren und unterstützen.

Paris war in Aufruhr. Skoblin flüchtete zur sowjetrussischen Botschaft. Wieder schief der Portier, wie einstmal, als die Plewitzkaja in diesem Hause gemordet hatte. Im zweiten Stock brannte Licht.

„Der rote Zugführer,“ dachte Skoblin, und er eilte die Treppe hinauf, klopfte an und öffnete die Tür. Am Schreibtisch brannte eine Lampe, und ein Mann fuhr hoch, hatte eine Pistole schussfertig in der Hand und legte auf Skoblin an: „Hände hoch,“ schrie der rote Zugführer, „was wünschen Sie?“

Skoblin machte eine unglückliche Figur. Er hatte einen anderen Empfang erwartet. „Ihren Schutz,“ sagte er kläglich.

Der „rote Zugführer“ lachte verächtlich. „Sie machen uns Unannehmlichkeiten, mein Herr. Wenn Sie schon Verabredungen treffen, dann bitte so, dass Sie uns nicht kompromittieren. Lesen Sie morgen früh die Pariser Zeitungen, dann wird Ihnen klar werden, weshalb wir jetzt nichts für Sie tun können. Wir hatten Sie und Ihre Frau für kün-

Wer sein Geld stets in der Tasche trägt, gibt es aus.

Legen Sie jeden Monat nur einen kleinen Betrag auf

Sparkonto

an, so erleichtern Sie sich das Sparen, und das zurückgelegte erhöht sich um Zins- und Zinseszinsgewinn.

Banco Germanico

da America do Sul
São Paulo

Rua Alvares Penteado 17 (Ecke Rua Quitanda)
Rio de Janeiro, Rua da Alfandega 5
Santos, Rua 15 de Novembro 114

Adolpho E. Müller & Cia.

Flor. de Abreu 172 Caixa postal 712
Telefon 4-2617

Generatoren für Gleich- und Wechselstrom — Elektromotoren für alle Zwecke — Ventilatoren — Werkzeugmaschinen — Hebezeuge — biegsame Wellen usw. — Zubehör für elektrische Kühlrichtungen.

CASA TURF

Rua Direita 119

Das deutsche Haus für feine Herren-Artikel

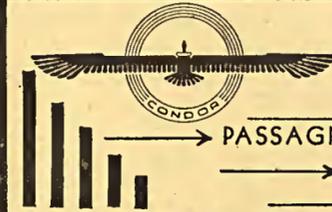
JENKE & SCHAEFFTER

Registrierung

aller Ausländer — Pässe — Identitätskarten — Visa- und Rückreise-Visums — Überfahrungen besorgt schnell und billig

Klöfner

Rua Formosa 433, sobr. (bei der Post)



CONDOR FLUGDIENST

PASSAGIERE
POST
FRACHT

Telegr. AERONAUTA

Succursal Telef.: 2-7919 S. PAULO: rua Alvares Penteado, 8
Succursal Telef.: 5001 SANTOS: rua 15 de Novembro, 19



Die Wasserableitung ist verstopft!

Wie unangenehm. Sofortige Reparatur ist notwendig.

Wenn nun Ihre Harnwege auch nicht mehr richtig arbeiten, müssen Sie, um unangenehme Folgen zu verhindern, zu den HELMITOL-Tabletten greifen, die für eine allgemeine innere Reinigung sorgen. Ihre Gesundheit und ihr Wohlbefinden ist dann bald wieder hergestellt.

Ihr Arzt wird Ihnen die Richtigkeit dieses Rates bestätigen.

Denken Sie daran, daß man Gesundheit und Kraft durch eine Desinfektion der Harnwege mit HELMITOL-Tabletten leicht wiedergewinnen kann.



DEUTSCHE SCHULE GOPOUVA

Sonntag, den 11. Juni, vormittags um 11 Uhr

GROSSES SCHULFEST

Spenden werden entgegengenommen und abgeholt: Rua Ricardo Gonçalves 83, Tel. 3-2990. Abfahrt Tamanduatehy: 10.05, 11.25, 13.10, 14.45, 16.00, 17.03, Endstation Gopouva.

Bevor Sie Ihre Einkäufe befragen, besuchen Sie die

Wiener Herren- und Damen-Schneiderei

Anzüge nach Maß	150\$000	aufwärts
Kostüme	120\$000	"
Pyjamas	18\$000	"
Hemden	10\$000	"
Unterhosen	2\$500	"
Krawatten	2\$000	"

Reichhaltige Auswahl in in- und ausländischen Stoffen sowie allen Kurzwaren. Gute und saubere Bedienung.
Tel. 4-0572. St. Ephygenia 427.

„Zum Hirschen“ Hotel und Restaurant

Rua Victoria 186 — Tel. 4-4561
São Paulo Inh.: Emil Russig

Alfaiataria Henrique

Rua Xavier de Toledo 84 - 5. Stock - Tel. 4-3196
Deutsche Schneiderei
Für fachmännische Ia. Ausführung garantiert der technische Leiter Henrique Dietrich.



E. Burzlaff & Filho

Baugeschäft
Spez. Industrieanlagen
Schornsteinbau
Kesselbau
Industriefläßen
Eisenbeton
kompl. Fabriksanlagen
São Paulo
Rua Senador Luelroz 96
2.º andar, Sala 17
Caixa postal 2519
Telefon 4-0011



Deutsche Edelstein-Schleiferei

R. Krüninger
Größte Auswahl in gefassten und ungefassten Edel- und Halbedelsteinen
Rua Xavier de Toledo 54 (em frente da Light)
Telephon: 4-1083 und privat 4-2240

Bund der Schaffenden Reichsdeutschen

União Beneficente e Educativa Alemã

Verbilligte Hin- und Rückfahrt 1939 nach Deutschland

Anmeldungen nur noch bis Ende Juni.

Rio: Rua da Alfandega 74, 2. Stockwerk.

S. Paulo: Rua Santa Ephygenia 348, Saal 13.

Wenn er diese überstieg, war er im Hof eines riesigen Fabrikkomplexes, der völlig leer stand, seit die Arbeitslosigkeit so grosse Fortschritte gemacht hatte. Er zog sich geräuschlos hoch, warf drüben ein Bein über die Mauer, jetzt das andere, da rief eine Stimme. Skoblin verstand den Anruf nicht. Aber er verharrete instinktiv eine Sekunde. Da krachte ein Schuss und eine Kugel pfiff laarscharf über ihn hinweg. Mit einem Satz war Skoblin in dem öden Hof und lief abermals, so schnell er konnte. Hier wäre Platz genug zum Verstecken gewesen. Aber wenn sie den Komplex umstellten, dann fanden sie ihn am Ende doch. Und so rannte er weiter, stolperte über herausgebrochene Steine, über zertrümmerte Fensterläden. Einmal brüllte einer hinter ihm wie ein Stier. Wahrscheinlich diente dieses Haus seit einiger Zeit als Unterschlupf für lichtscheues Gesindel. Da hatte einer im Freien geschlafen und Skoblin war fast über ihn gefallen, hatte ihn mit dem Absatz getreten.

Jetzt öffnete sich der Ausgang. Skoblin atmete auf. Wieder musste er sich orientieren. Es war sehr schwierig. Die Strassenbeleuchtung funktionierte schlecht. Skoblin tastete sich mühsam zur nächsten Verkehrsstrasse durch. Da stellte er fest, dass er Neuilly erreicht hatte. Wohnte hier nicht sein alter Kamerad Kriwoschew? Zwar ein überzeugter Weisser, aber was lag jetzt daran? Für Kriwoschew war er immer noch der General, unter dem er gegen die Feinde des Vaterlandes gekämpft hatte, einer von jenen Getreuen, die bis zum letzten Atemzuge ihre Idee verteidigten. Skoblin hatte sie immer mit den Chauffeuren verglichen, die Miller kostenlos fuhren.

Da war der kleine Buchladen des Weissrussen. Skoblin klopfte. Es dauerte auch hier eine Weile, ehe sich Licht zeigte. Der Kamerad war nicht da, nur seine Frau.

„Die Roten sind hinter mir her,“ flüsterte Skoblin. „Sie haben diese Nacht ein Attentat auf mich vor. Ich bin ihnen entwischt. Aber sie lassen nicht locker. Ich muss fort. Muss in die Schweiz. Habe auf der Flucht

mein ganzes Geld verloren. Können Sie mir mit ein paar Franken aushelfen?“

Frau Kriwoschew zitterte, als Skoblin ihr diese Schauer Geschichte erzählte. Also, soweit war es schon, dass der General bei Nacht und Nebel flüchten musste. Das nannte man Gastland. Schnell ging sie ins Nebenzimmer und holte ein paar Hundertfrankenscheine. „Nehmen Sie,“ sagte sie, „wenn Sie wollen, können Sie auch bei uns bleiben hier findet Sie niemand.“

„Nicht,“ keuchte Skoblin. Er kam sich in Gegenwart dieser Frau erbärmlich vor. Er tastete noch einmal nach der Hand, dann lief er davon. An der nächsten Ecke bestieg er eine Taxe und liess sich zum Bahnhof fahren. Da schrien die Zeitungsjungen schon die Ueberschriften der ersten Morgenblätter aus: „General Miller entführt, Skoblin geflüchtet. Riesenskandal unter den Weissen.“ Skoblin zog den Hut tief ins Gesicht. Er hatte Glück, dass schon nach zehn Minuten ein Zug nach Orleans abging.

Am übernächsten Tage wurde in Le Havre von dem Kapitän des bolschewistischen Dampfers „Gorki“ ein Kohlentrimmer angeheuert, der einen Ausweis des GPU-Agenten Ignatiew vorzeigte. Dieser Mensch war Skoblin. Der Dampfer lichtete die Anker mit der Bestimmung Leningrad. Es war einer der allerschlimmsten Seelenverkäufer, die noch auf dem Weltmeer fahren, ein Totenschiff ältester Bauart, das schon unter dem letzten Zaren zum alten Eisen gerechnet wurde und abgewrackt werden sollte. Ein Schiff, das nur auf den nächsten Sturm wartete, um überfällig zu werden. Die Mannschaft war verbrecherisches Gesindel aus der ganzen Welt. Matrosen, die kein anständiger Mensch anzuhauern wagte. Und mit einem Kapitän, der den Schutz der roten Behörden und Konsulate genoss, der nur mit Peitsche und Revolver regierte. Auf diesem Schiff fuhr der ehemalige zaristische General Skoblin dem roten Paradies entgegen.

Die Plewitzkaja sass um diese Zeit schon in Untersuchungshaft. Wenn sie der Untersuchungsrichter fragte, so gab sie Antwort. Sie log das Blaue vom Himmel herunter. Aber man widerlegte ihre Lügen. Man hielt in ihrer Villa in Ozoir Haussuchung, fand Geheimschriften, Akten, Notizen, Aufzeichnungen, geheimnisvolle Rechnungen, Briefe. Die

verbrecherischen Umtriebe, das tolle Wechselspiel zwischen Weiss und Rot offenbarte sich mit unwiderlegbarer Klarheit. Nur in einem Punkt sagte die Plewitzkaja die Wahrheit — sie wusste nicht, wo ihr Mann geblieben war.

— Ende. —



Beschleunige Deine GENESUNG durch TONICO BAYER!

WENN nach einer Krankheit Schwache, Appetitlosigkeit und Mangel an Lebenslust die Genesung verzögern, weil das Blut noch nicht wieder in der Lage ist, seine normalen Funktionen zu übernehmen, dann stellt Tonic Bayer eine wertvolle Hilfe dar. Tonic Bayer staerkt den Organismus und weckt die Lebenskraft.

• Die Wirkung ist sofort spuerbar und haelt lange an; denn Tonic Bayer bildet Blut, kraeftigt die Muskeln, staerkt das Nervensystem und regt den Appetit und die Verdauung an.



WAS IST TONICO BAYER?

Es ist das Staerkungsmittel, das nach dem heutigen Stand der Wissenschaft alles enthaelt, was fuer den Organismus lebenswichtig und wertvoll ist; naemlich Vitamine, Leberextrakt, Calcium, Phosphor und andere Substanzen von grossem therapeutischem Wert. Tonic Bayer wird von den weltbekanntesten Bayer-Laboratorien hergestellt. Bedarf es noch einer weiteren Garantie?

TONICO BAYER



ERNEUERT DIE LEBENS-KRAFT



Deutsche Briefmarken-Handlung
Waldemar Guadiani
 Rua Direita 36 — 1. Stock — Saal 15.

AUSLÄNDER!

Das „Escritorio Geral de Informaçoes“
 bereitet die Papiere zur Erlangung der Identitätskarte
 ohne jeden Zeitverlust für Sie vor. Auskünfte gratis.
 Rua São Bento 490, 5. Stock, Saal 4 — Tel. 2-2529

Familienpension
CURSCHMANN
 Rua Florencio de Abreu
 133, Sobr. (bei Bahnhof)
 Telephon: 4-4094

Druckereien
 für Gerberei u. Handel, rasch
 und billig, Typographia
 Wenig & Cia.
 R. Victoria 200, Tel. 4-5566



Haushaltungsgegenstände
 Reichhaltiges Lager, vortell-
 hafte Preise. Ebenso Werk-
 zeuge, Farben, Gartengeräte
 etc. Feste Preise.

FREDERICO WITTE
 RUA DO SEMINARIO 81
 Tel.: 4-5237

Diplom-Buchhalter

mit mehr als 30-jähriger Praxis in Brasilien, richtet
 Klein-Kaufleuten und Industriellen selbst zu führende,
 dem Gesetz entsprechende, doppelte Buchführung nach
 dem einfachsten System ein. — Näheres durch
 Caixa postal, 4394.

Kleines Haus mit Garten

möglichst Garage, zu mieten gesucht.
 Richtung Santo Amaro-Jabaquara
 bevorzugt.
 Angebote unter Röttger, C. P. 3673,
 São Paulo.

Roman von Otto Sawranek

Grube „Blühend Glück“

1.
 Felix Schönherr war im Begriff, den Chem-
 nitzer Hauptbahnhof zu verlassen. Er kehrte
 von einer Reise zurück. Unter dem Portal
 verhielt er den Schritt. Es regnete Bindfa-
 den der Asphalt glänzte tückisch, die Kraft-
 wagen schoben sich vorsichtiger als sonst
 um die Kurve. Er liess den Blick schwei-
 fen. Die Anlagen gegenüber trugen noch das
 graue Aschenbrödelkleid des Spätwinters:
 grümlieh dehnte sich die Grasnarbe, kahl stan-
 den Bäume und Sträucher. In wenigen Wo-
 chen wird der Zauberstab des Frühlings sie
 berühren, dann werden sie nicht mehr miss-
 achtet im brausenden Verkehr stehen, son-
 dern die jagenden und gegagten Stadtmenschen
 werden mit bewundernden Blicken wahrneh-
 men, dass die Natur mit dem neuen Aufbau-
 werk begonnen hat...

Dort drüben war auch die Haltestelle der
 Kraftwagenlinie. Einer der grossen, gelben
 Autobusse würde ihn ins Gebirge hinauf-
 bringen. Die betriebsame Industriestadt war
 für ihn zu einer Umsteigestation geworden.
 Aber er fühlte sich ihr verbunden aus den
 Tagen von 1914 her. Eine Kaserne war da-
 mals plötzlich seine Heimat geworden und
 während des Krieges geblieben, wenn eine
 ehrenvolle Verwundung Urlaub von der Front
 erzwang. Damals ging das „Dreimäderhaus“
 über die Bühne, in dem eine junge, blonde
 Schauspielerin nur eine kleine Rolle innehatte.
 Eine um so grössere spielte sie in dem kur-
 zen Garnisonsleben des blutjungen Frontleu-
 tnants, und mit ihr verband sich eine liebe
 und lichte Erinnerung, an diese Stadt — bis
 zu jenem „blutigen Freitag“ des Jahres 1919!
 Durch Verrat waren freiwillige Grenzjäger-
 Bataillone mit der gesamten Bagage in die-
 sen Bahnhof gefahren worden, den der rote
 Mob umzingelt hielt. Ein rasender Feuerüber-
 fall auf die ungeschützten Laderampen und
 Bahnsteige überschüttete die Jäger und rich-
 tete, ehe sie sich erbittert zur Wehr setzen
 konnten, grausame Verluste an. Ein Tag tiefer
 Schmach für deutsche Menschen, aber er
 ist ausgelöscht vom Sieg des neuen
 Deutschland, er ist auch vergessen worden
 von denen, die ihn miterlebten...

Nur nicht von ihm. Seine linke Hand hob
 sich zur Wange, sank auf halbem Wege wie-
 der zurück. Ein Querschläger hatte seine lin-
 ke Gesichtshälfte zerrissen. Seine Jäger hat-
 ten ihn weggeschleppt und ihm so das Le-
 ben gerettet. Für dieses Leben aber war er
 gezeichnet. Das Geschoss hatte auch seine
 Seele getroffen, denn sie stand in enger, un-
 heilvoller Beziehung zum entstehenden Wund-
 mal. Wenn er es in den ersten Jahren im
 Eifer eines Gefühls selbst einmal vergessen
 hatte, erinnerten ihn erschrockene oder mit-
 leidige Blicke aus Frauenaugen immer erneut
 an die Tragik seines Lebens...

Schönherr war plötzlich müde. Er wandte
 dem Bahnhof den Rücken. Heute noch wür-
 de er Sibylle sehen. Ihre strahlenden Augen
 würden die seinen grüssen und vielleicht wie-
 der seinen inneren Frieden bedrohen. Nein,
 das war wohl auch überwindlich...

„Also: das ist die Höhe! Herr Schönherr
 selbst! Steht eines Tages mit seinem Kof-“

Existenzkampf und Alltag

Der eine wie der andere stellen von Tag
 zu Tag grössere Ansprüche an jeden Ein-
 zeln von uns. Wer in seiner geistigen
 und körperlichen Spannkraft anfängt fühlbar
 nachzulassen, wird ausgeschaltet, um dem
 Leistungsfähigeren Platz zu machen.

Soweit darf es niemand kommen lassen,
 der nach vorwärts strebt. Wenn die Anfor-
 derungen an Geist und Körper gross sind,
 besonders hierzulande im subtropischen Klima,
 dann muss man eben wenigstens jährlich ein-
 mal etwas Ausserordentliches für seine Ge-
 sundheit tun. Den Nerven gibt man neue
 Aufbaumstoffe durch eine Kur mit Tonofosan.
 Diese hochwertige, organische Phosphorver-
 bindung schafft den so notwendigen Kräfte-
 ausgleich. Tonofosan, ein Bayer-Produkt, er-
 höht das körperliche Wohlbefinden und stärkt
 die Nerven.

fer an der Autobushaltestelle! Natürlich: Die-
 se Herren Journalisten und Geschichtschrei-
 ber haben in Wirklichkeit gar keine Zeit
 zum Schreiben! Es langt nicht einmal zu
 einer armseligen Postkarte... Eine Män-
 nerstimme grollte unwillig. Felix Schönherr
 wandte sich überrascht um: Arnold Wagner,
 der Bürgermeister von Mardersberg, der
 Schulkamerad von einst, und der Freund, der
 ihm vor Jahresfrist zu der neuen Heimat im
 schönen Rotwassersal verholten hatte!

„Arnold“, sagte er, und streckte ihm mit
 einem Aufblitzen in den hellen Augen die
 Hand entgegen. „Du hast recht, ich bin ein
 unmöglicher Mensch —“

Der Bürgermeister hatte viel für den son-
 derbaren Freund übrig, den er in unauffäl-
 liger Weise betreute, wenn ihm dazu Ge-
 legenheit gegeben wurde. Er änderte sofort
 den Ton und lachte.

„Es wäre unehrlich, dir zu widersprechen.
 Mann, wo warst du die ganze Zeit? Mutter
 Grosslaub hat eine weinerliche Stimme, wenn
 sie von dir spricht. Sibylle hat längst alle

DR. OTTO C. LEHMANN
 RECHTSANWALT
 Rua Boa Vista 116 - 5. Stock - Saal 518
 Tel. 2-9981 SÃO PAULO

Arbeiten fertig, die du ihr aufgetragen hast.
 Sie hat ihr Gehalt nicht von der Girokasse
 abgehoben —“

„Aber warum denn nicht?“ Schönherr's Frage
 klang unerwartet heftig. Der Bürgermei-
 ster zuckte die Achseln.

„Meine Frau meint, es kränkt sie, dass
 du ihr nicht von unterwegs deine Manuskripte
 schickst, dass du überhaupt nichts von dir
 hören lässt. Sie ist doch auf dich einge-
 arbeit und ist wohl das einzige Geschöpf
 auf dieser Erde, das dein liebes Ge-
 kritzel lesen kann —“

In Schönherr's Gesicht zuckte es eine Se-
 kunde. Dann fragte er spöttisch:
 „So, so. Und was gibt es denn sonst noch
 Neues in Mardersberg?“

Arnold Wagner's Stimme wurde wieder un-
 willig. „Was es sonst im Ort Neues gibt,
 kann dir zunächst einmal gleichgültig sein.
 Als du vor einem Jahr nach einem Winkel
 im Gebirge suchtest, um eine grössere Ar-
 beit in aller Stille zu beginnen und beenden
 zu können, da habe ich freudig alles so ge-
 ordnet, dass du für dich allein bleiben konn-
 test, bis auf den kleinsten Kreis von Men-
 schen, ohne den es nun einmal nicht geht.
 Hätte ich Mutter Grosslaub und ihre Nichte
 nicht gehabt, so hätte ich dir damals ab-
 geschrieben. Beide sind ziemlich einmalige
 Menschen in der Gemeinde. Mit ein paar
 freundlichen Worten, auf eine Postkarte ge-
 worfen, kann man jemanden ein Geschenk
 machen. Ich rede dabei gar nicht von mir,
 denn ich kann deine Schrift doch nicht le-
 sen. Schlichte, gerade Menschen aber müs-
 sen deine Haltung als Hochmut empfinden.
 So wirst du im Hause Grosslaub etwas gut-
 zumachen haben...“ Der Bürgermeister brach
 jäh ab, denn in den hellen Augen des Freun-
 des war jeder Spott erloschen. Die Lider
 schlossen sich zu schmalen Spalten. Er senk-
 te den Kopf, und wie immer, wenn er in-
 nerlich erregt war, flammten die Narben rot
 auf.

„Du hast wohl recht“, murmelte er, und
 seine Stimme klang heiser, „ich — ich will
 eingestehen, dass ich froh bin, wieder bei
 euch zu sein. Ich bin auch nicht hochmütig
 — es ist etwas anderes. Darüber aber kann
 ich nicht sprechen.“ Eine Handbewegung
 schloss den Satz ab. Arnold Wagner liess
 es dabei bewenden.

„Ich hatte mir fest vorgenommen, dir die-
 se Rede zu halten. Das ist geschehen, und
 es sind Anzeichen von Reue vorhanden. Also,
 erledigt. Steigen wir ein.“ Er steuerte auf
 den Autobus zu, dessen Schild besagte, dass
 die Fahrt von Chemnitz über Zschopau und
 Marienberg nach Obernau gehen würde.
 Hinter Marienberg kam bald die Haltestelle

Mardersberg an der Staatsstrasse, von der
 aus der Ort mit einem kleinen Fussmarsch
 im Rotwassersal aufwärts zu erreichen war.
 Felix folgte dem Freund, von zwiespältigen
 Gefühlen gepeinigt. Er hatte Sibylle gekränkt?
 Hing sie wirklich so sehr an ihm? Man
 müsste fragen, ob sie sich beklagt hat, ob
 sie traurig gewesen ist? Dabei wusste er
 schon, dass er kein Wort über die Lippen
 bringen würde...

Der Autobus war stark besetzt. Sie sas-
 sen sich gegenüber und rauchten. Stimmen-
 gewirr war um sie. Die Fahrgäste trugen das
 Erlebnis einer Reise in sich, oder sie waren
 erfüllt von einem Tag in der Grosstadt. Sie
 tauschten angeregt Rede und Antwort, Nek-
 kereien flogen hin und her. Arnold Wagner
 wurde von Bekannten angerufen. Er antwor-
 tete schlagfertig mit einem Witz. Gelächter
 brauste auf, und ein Wortgefecht entspann
 sich. Felix Schönherr sass schweigend. Sein
 Blick glitt zu Arnold Wagner hinüber, und
 ein warmes Gefühl stieg in ihm auf. Der
 Freund war ein Mensch von betriebsamem
 Geist, der immer „etwas zwischen den Fin-
 gern haben musste“ — wie er sich selbst
 ausdrückte — sollte er nicht platzen vor
 Langeweile. Er war schon vor vielen Jah-
 ren freiwillig aus dem Verwaltungsdienst ei-
 ner Kreishauptmannschaft geschieden, in dem
 er sicher ein geruhsames Leben hätte füh-
 ren können. Nun war er Bürgermeister der
 Grenzlandgemeinde Mardersberg, die in ei-
 nem ausgesprochenen Notstandsgebiet lag. Er
 kannte seine Erzgebirger: sie wollten kein
 Almosendasein führen! Wohl waren sie über
 alle Massen genügsam, aber das, was die Fa-
 milie brauchte, wollten sie selbst erringen.
 Sie brauchten Achtung vor sich selbst. Den
 andern zur Last fallen, erschien ihnen un-
 erträglich...

Felix Schönherr entsann sich der vielen
 Pläne des Freundes, der zermürbenden Ar-
 beitslosigkeit in seiner Gemeinde ein Ende
 zu bereiten. Mardersberg war einst eine Berg-
 werkskommune gewesen, deren Gruben rei-
 che Silberfunde aufzuweisen hatten. Arnold
 Wagner hatte sich seit Jahren in den Ge-
 danken verbissen, den Bergwerksbetrieb wie-
 der in Gang zu bringen. Unverdrossen, al-
 len Schwierigkeiten trotzend, kämpfte er für
 seinen Plan, der dennoch zu völliger Aus-
 sichtslosigkeit verdammt schien. Schönherr's
 Interesse war plötzlich rege. Als sich in
 Zschopau der Autobus beträchtlich leerte,
 wandte er sich mit gespanntem Zug im Ge-
 sicht dem Freund zu:

„Du weisst, dass ich warmen Anteil an
 deiner Arbeit und deinen Plänen nehme. Wie
 eigentlich steht die Bergwerksangelegenheit?
 Du bist seit Jahren von einer Behörde zur
 anderen gelaufen. Kommt du wieder mal
 von einer solchen Reise?“

Arnold Wagner lachte behaglich.

„Ja — so bist du. Entweder du bringst
 die Zähne nicht auseinander, oder du stellst
 ein Dutzend Fragen auf einmal. Grosses ist
 geschehen, mein Lieber! Mehr verrate ich
 nicht! Es sei denn, du verlierst auch ein-
 mal ein paar Worte darüber, wo du gewe-
 sen bist...“

„In grossen Städten, auf der Landstrasse,
 bei einem Talsperrenbau. Dann habe ich auf
 dem Gut eines Regimentskameraden die mehr
 oder minder erbaulichen Erlebnisse verarbei-
 tet...“

„So, so. Auf dem Gut eines Kameraden
 —“ Der Bürgermeister kniff ein wenig die
 Lider. Ein unberechenbares Volk, diese Dich-
 ter und Geschichtsschreiber. Dieser Schön-
 herr machte davon keine Ausnahme. Erst
 suchte er sich einen Winkel im Gebirge, um
 ungestört arbeiten zu können, und dann —
 ihm! Nun, er hatte ja seine Rede schon ge-
 halten, und verschluckte seine naheliegenden
 Einwände, denn die hellen Augen des Freun-
 des waren in deutlicher Spannung auf ihn
 gerichtet.

„Es ist geschafft, Felix. Die Wiederauf-
 schliessung des Grubenfeldes von Marders-
 berg ist zur Tatsache geworden. Die Grube
 „Blühend Glück“ wird bereits aufgewältigt.
 Sie wird Untersuchungsbetrieb. Nach dem
 ewigen Hin und Her der letzten zwei Jahre

ist plötzlich Tempo in die Geschichte ge-
 kommen...“

Schönherr streckte mit einer herzlichen Be-
 wegung die Hand aus. In seinen Augen
 blitzte es.

„Meinen Glückwunsch, du! Ich weiss, wie
 verbissen du darum gekämpft hast. Das nen-
 ne ich Fingerspitzengefühl für eine kommen-
 de Entwicklung: der Vierjahresplan, nicht
 wahr? Hierher gehört doch auch das neue
 Gesetz zur Erschliessung von Bodenschätzen,
 das eine Inbetriebnahme auch dort vorsieht,
 wo der Berechtigte nicht gewillt oder dazu
 in der Lage ist. Mann, lächle nicht so be-
 scheiden —“ Er schüttelte den Freund
 an den Schultern. „Hat man sich nicht um
 deinen fast aussichtslosen Kampf gekümmert,
 so wird man sich jetzt für deinen Sieg in-
 teressieren. Leider ist es nun einmal so...“

„Du hast recht. Es haben mich allerlei
 Leute in den letzten Jahren für einen Nar-
 ren gehalten. Das können sie nun nicht
 mehr. Dafür aber zweifeln sie sofort mit al-
 ler Hartnäckigkeit an dem Vorhandensein von
 Zinnerzen. Eine schwunglose Gesellschaft...“
 lachte er, „sie lebt in der armseligen Hoff-
 nung, dass der Andersgeartete doch noch
 über seine Taten stürzt und mit einer Nie-
 derlage endet. Nun — wir sind Kampf, Sieg
 — und Niederlage in schicksalhaftem Wech-
 sel seit über zwanzig Jahren gewöhnt. Es
 wird trotzdem immer wieder angegriffen...“

„Richtig.“ Schönherr lächelte beistimmend,
 „die kommende Generation kann uns keinen
 Vorwurf machen. Sie kann ruhig mit einer
 Kanone über unser Grab schiessen...“

Der Autobus fuhr in die alte Bergstadt
 Marienberg ein.

2.

Anna Grosslaub hatte ihre besinnliche Nach-
 mittagsstunde. Sie sass am Fenster ihrer he-
 meligen Wohnstube, verfertigte kunstvolle
 Klöppeleien und liess die Gedanken spazie-
 rengehen. Sie eilten auf vielfältigen Wegen
 an der Ereignisfolge ihres Lebens entlang
 nach rückwärts, und tasteten nur schein in
 die so karg bemessene Zukunft, an die eine
 Sechzigjährige keine allzu grossen Wünsche
 mehr hat. Heute dachte sie darüber nach,
 dass jede Frau in einer stillen Stunde auch
 einmal die zwei Namen gegeneinander ab-
 wiegt, die ihren Schicksalsweg bestimmten:



DER
 NEUE
 SICHERHEITS-
 ROHÖLGAS-
 KOCHER u. HERD
 „REI“

RAPID — SPARSAM — PRAKTISCH
 GEFAHRLOS — RAUCHFREI
 RUSSFREI — GERUCHLOS

São Paulo:
 Vorführung und Verkauf:
RIO ELECTRO INDUSTRIA S.A.
 Rua Barão de Itapetininga Nr. 112
 Galeria Guataparã — Telephon 4-4738

Santos:
 Filial
RIO ELECTRO INDUSTRIA S.A.
 Rua Amador Bueno 60 — Telephon 6141

Drei, sechs, neun

Wilhelm Schäfer

Selten mag anmutige Schönheit so errötet sein, wie auf Meinhövel in Westfalen die junge Gräfin Bosenheim, als sie in froher Tischgesellschaft das Rezept der ewigen Jugend auf Bauernart erklärt bekam.

Sie war erst kürzlich mit dem Grafen aufs elterliche Gut gekommen, mehr auf der Flucht als zum Besuch, um hier inmitten bäuerlicher Ehrfurcht den Herbst und Winter der Freiheitsbäume abzuwarten, darum die Mainzer dem Custine zuliebe mit Jakobinermützen tanzten. Doch weil ein bäuerlicher Tag mehr Stunden zählt als der am Hof im goldenen Mainz, obwohl er mit der Sonne zu Ende geht, und weil dem Grafen als einem arg verwöhnten Mann Lesen und Musizieren gleich verächtlich war; verfiel er bald aus Langerweile in eine Leidenschaft zur Jagd, daran er früher niemals Vergnügen empfunden hatte. Das aber machte dem bleichen Herrn die Backen braun, so dass es eines Mittags scherzhafte Tischgespräche gab: er würde als Jäger wohl so alt wie der auf Kuckshof werden, wo neulich noch der Junge trotz seiner achtundsechzig Jahre vom Vater verprügelt worden wäre. Worauf die junge Gräfin ihrem Mann scherzhaft die braunen und festgewordenen Hände klopfte: sie freue sich darauf um seinetwillen, sie selber habe vorderhand den Schaden — wobei sie mit verstellter Schläfrigkeit den blonden Kopf tief auf das Tischzeug senkte und neckisch ein Schnarchen hören liess.

Am selben Nachmittag, es war schon stark im Herbst, der in den Wäldern Westfalens bunter wird als sonst, verirrt sich der Graf, indem er hitzig einem Rehbock folgte, so tief ins Dickicht, dass er sich stundenlang durch widriges Gestrüpp arbeiten musste und endlich, in der Dämmerung einem Sandweg folgend, aus dem Dunkel der Eichen verwirrt und heiss an einen Kreuzweg kam, von Riesenästen überschattet. Todmüde und nichts anderes hoffend, als hier durch eine schwarze Nacht den Morgen abzuwarten, war er auf trockenem Rasen in wüsten Träumen eingeschlafen, als ihn ein nahendes Geräusch von Pferden weckte, die in der schwachen Helligkeit des Mondes ein Fuhrwerk hochbeladen mit Grammet durch den Sand hcrzogen.

Der Zufall machte, dass der Fuhrmann der Junge vom Kuckshof war, von dem sie mit-

tags im Scherz gesprochen hatten, ein starker Kerl mit kurzgeschorenem Bart, der seine Gäule mit seitwärts vorgehaltener Peitsche zum Stehen brachte und, ihn samt seiner Flinte argwöhnisch mustern, den Stiel am dünnen Ende fasste. Doch gab es weiter keine Fährlichkeit; er bot ihm Nachtquartier auf Kuckshof an bei seinem Vater, so dass der Graf nach einer Stunde vor einem bauernmässig gedeckten Tisch sein Abenteuer un erwartet und gut beendet sah. Der ihn bediente, war der Vater, ein Riesenkerl mit weissem Haar und dicken Augenbüscheln, dem die Mägde wie der Sohn eifertig aus dem Weg gingen. Er musste viel alten Korn mit ihm aus einem Steinkrug trinken und wurde ein wenig wankend in eine Stube gebracht, wo an der Wand zwei von den Federbergen standen, darin die Bauern ihre Gäste zu betten pflegten.

Da schlief der Graf nicht gut und stand schon in der Frühe aus dem Schweiss der Kissen auf, an offenen Fenster in kühler Luft den Morgen abzuwarten. So sah er, wie der Alte noch in der Dämmerung einen Kranken führte, der tastend mit dem Stock zum Garten ging und mehrmals hüstelnd stehen blieb, wobei der Bauer ihm geduldig den Kopf mit beiden Händen hielt. Als sie danach bei einem derb und reich gestellten Morgenbissen Meinhövel und den Weg dahin besprachen, da ärgerte es den Grafen, wie dieser Bauer trotz seinem Alter noch mit Gesundheit prahlte, so dass er ihn fast hämisch nach dem Kranken fragte.

Die Krankheit wird uns alle packen, gnädiger Herr! Es ist, dass wir nicht ewig leben können und, wenn das Alter kommt, den Kindern gleich wieder Aufwartung nötig haben. Zumal wenn einer, wie mein Vater, am Augenlicht nicht mehr in Ordnung ist.

Darüber war der Graf bestürzt, dass diesem Greis, der selber einen Sohn von achtundsechzig Jahren hatte, sein Vater noch lebendig wäre. Er fragte zweifelnd nach dem Alter; es war nicht mehr bekannt, er selber zählte dreißig. Und als er mehr erstaunt als um der Antwort willen fragte, wie sie es denn vermöchten, dem Tod auf Kuckshof derartig standzuhalten, da wusste er zuerst nicht, was der Bauer wollte, als er das Brot vom Tisch und auch den Brantwein-

krug beiseite stellte und mit allen Runzeln lächelnd von seinem sicheren Rezept begann, das jedem hülf, sofern er seinen Wurm noch nicht im Leibe hätte. Wonach er auf westfälisch dem Grafen das Rezept der ewigen Jugend erklärte. Der freute sich, aus seinem Abenteuer so etwas heim zu bringen, und während ihn der Alte nach Meinhövel auf einem Leiterwagen fuhr, zuerst im Trab, nachher sehr oft im dicken Sand, bedachte er nur noch die Art, dergleichen schecklich bei seinen Damen vorzutragen.

Die waren nach einer Nacht der schwersten Sorgen und einem hin und her gerannten Morgen, vom Gutsherrn gedrängt, dennoch zu Tisch gegangen, damit nach alter Weisheit das Unglück keinen leeren Magen fände, und hatten sich gerade kaum anders freilich als zum Leichenschmaus gesetzt: als lustiger Peitschenknall den Hof mit Leben füllte, und aus dem Speisesaal eine Wolke von Schals und Spitzen dem Leiterwagen entgegenflog, davon der Bauer schon im Fahren absprang, während der Graf noch durchgerüttelt auf den Brettern sass. Die junge Gräfin aber kniete rasch auf und fiel ihm recht in seinen Schoss, so dass er unbeholfen mit ihrer Freude dasitzen blieb.

Und als er danach von Hand zu Hand gereicht und auch dem Alten sein Dank geworden war, den er mit bäuerlichem Scherz abwehrte, indessen sie alle seinen Wuchs bestaunten; und als sie wieder zu Tisch gegangen waren, wo die Fragen auf Befehl des Gutsherrn unterbleiben mussten, bis sie den Magen gerüstet hätten, die Jagdberichte zu vernehmen; und also endlich beim Dessert die Stunde kam, wo er beginnen sollte: da hätte sich der Graf gewünscht, dem Alten als Erzähler gleich zu sein, im Beiwerk wie im Wahrhaftigen die ungewohnte Aufmerksamkeit für seine schwachen Erlebnisse auszunutzen. Doch half er sich durch ihre Scherze, bis das Rezept „für zarte Ohren viel zu heikel“ mit seinen Zahlen drei, sechs, neun gleich einer Zaubersprüche den Tisch umhüpfte; und als der sonst nicht unerfahrene Gutsherr nur nachdenklich in seinen Bart zu greifen vermochte: da war der Graf von Bosenheim in unbeschränkter Herrenrechte des Erzählers, dass seiner Laune nun alle mit dem Angelstahl im Gaumen folgen müssen, die sich durch seine Bröckchen, arglistig hingeworfen, verlocken liessen. Er wusste dies nicht übel auszunutzen; bevor er mit dem Stuhl an den Tisch vorrückte, dicht in den Kreis von lüstern angespannten Augen:

da hatten sich erst Hände streichelnd auf die seinen und auch ein Arm sanft schmeichelnd um den Nacken gelegt.

Also drei; er hielt ein Stückchen Brot sehr wichtig in die Höhe und machte dem Alten auf westfälisch nach: wir essen kein Brot, das nicht drei Tage aus dem Ofen ist.

So, sagte eine Tante ganz verdutzt. Die junge Gräfin aber klopfte ihrem Hausmeister, der sich bei Tisch nicht hinter ihrem Stuhl entfernen durfte: Hat Ers gehört, Krummacher? Wenn wir in unserem Mainz wieder den eigenen Mittag essen: dass mir kein frisches Brot zur Tafel kommt. Und also sechs, mein Herr!

Wir trinken, und deshalb hob der Graf sein Glas mit schwerem Vorwurf zu dem Gutsherrn, wir trinken weder Wein noch Korn, der nicht sechs Jahre lang zum wenigsten im Keller lag.

Schon ganz im Eifer wandte sich die Gräfin dem Hausmeister wieder zu: Hat Ers gehört, Krummacher? Ich hasse neuen Wein. Was frist ist, kommt auf unsern Tisch. Und endlich neun, mein Herr?

Ja, neun — der Graf fand nichts mehr mit der Hand zu greifen; er sah den Gutsherrn an, der seinen Bart sowie den Mund vorsichtig mit der Hand bedeckte, und nur die Augen ein wenig lustig auf ihn gerichtet hielt. Da hatten sich die Angelschnüre schön gelegt, nun zupften sie an ihm; so hob er hilflos beide Zeigefinger warnend auf: Nur jede neunte Woche ...

Es sah recht kläglich aus, dass er den Rest vergessen hatte; doch war der Gräfin diesmal kein Hausmeister nötig. Sie drückte dem Grafen nicht einmal hastig die Finger auf den Mund und sagte, doch nicht verschämt mit heller Stimme, indessen ihre Augen sich aus dem Kreis entfernten und einem eigenen Vergnügen nachgingen, das wie von Rotwein eine Glut in ihre blauen Augen brachte, kaum noch verschwiegen, auch ihre Zunge wie ein Schlänglein die jungen Lippen nusste:

Wir wollen leben, lieber Mann, solange es Gott gefällt ist.

Worauf der Gutsherr seine schöne Tochter in einem Blicke sehr zart umfasste und in das eben noch von Scherz und Täglichkeit erfüllte Zimmer ein Rauch vom Leben fiel, das in uns allen so starke und geheimnisvolle Schalen brennt.

Doch war der Gutsherr wohlverfahren genug, dergleichen mit einem Männerwort zu decken.

den des Vaters und den des Mannes! Es verschönte ihre Erinnerungen, überzeugt sagen zu können, dass in ihrem Leben beide das gleiche Gewicht hatten. Sie und ihre Schwester Barbara hatten in diesem Hause eine schöne Jugendzeit verlebt. Der Vater hatte sie nie entgelten lassen, dass er den Sohn und Erben des Namens Gottschalk entbehre, den die kränkelnde Mutter ihm nicht mehr schenken konnte. Als die Mutter gestorben war, heiratete Barbara einen Geschäftsmann in der Berghauptstadt. So war es als glücklicher Umstand anzusprechen, dass der neue Lehrer Grosslaub in Mardersberg ständig wurde und im Hause Gottschalk als ihr geliebter Mann eine neue Heimat fand. Der Vater Gottschalk erlebte noch den Schmerz, dass der begabte Seminarist Rudolf, sein einziger Enkelsohn, als blutjunger Kriegsfreiwilliger an der Westfront den Heldentod fand, während der Lehrer Grosslaub als Landwehroffizier in Russland kämpfte. Aber es blieb ihm erspart, auch den Schwiegersohn an einem verschleppten Kriegsleiden hinsiechen zu sehen. Das hatte nach diesem unsäglichen Opfer, das eine Mutter bringen kann, sie, Anna Grosslaub, allein zu tragen gehabt. Sie war nicht zerbrochen, denn in der grössten seelischen Marterzeit traten neue Pflichten an sie heran, die aus dem wirtschaftlichen Zusammenbruch wuchsen, den Barbaras Mann, der Kaufmann Gärtner in der Berghauptstadt, nicht überlebte. Gewiss lagen die Quellen des Niederganges in den Inflationsverlusten begründet, aber hätte die Familie Gärtner weiterhin nicht mehr so auf grossem Fusse gelebt, so wäre das Schlimmste zu verhüten gewesen. Nun, sie wollte nicht rechten. Es war eben nicht jedermanns Sache, ihr gediegenes, einfaches Leben als Gesetz anzuerkennen. Nur Sibylle, der sechzehnjährige Backfisch, hatte Verständnis für dieses absiebende Leben im Gebirgstal gezeigt. Barbara und ihre Tochter Ursula wollten nicht in das Gottschalkhaus zurück. Sie verzichteten gegen eine Barabindung auf alle Rechte daran, und Ursula heiratete wenig später einen Fabrikanten, der, nicht mehr der jüngste, vor ihrer Schönheit kapituliert. Sibylle aber wuchs in der gesicherten Beschaulichkeit des neuen Lebens zu einem gescheiten, hübschen Mädchen heran. Sie hatte sich nicht beklagt, aber es war leicht zu durchschauen gewesen, dass sie das Aschenbrödel des Hauses Gärtner gewesen war und hinter der schönen, vier Jahre älteren Schwester immer hatte zurückstehen müssen. So brachte sie auch eine missachtete Jungmädelliebe zu einem Studenten mit, der aber nur Augen für die strahlende Schwester gehabt hatte. Wie diese selbst zu ihrem Verehrer stand, auf dessen Huldigungen sie keineswegs verzichtete, zeigte die Tatsache, dass sie sein Bild der kleinen Schwester bei der Trennung schenkte. Dabei trug die Rückseite die Widmung: „Fräulein Ursula in glühender Verehrung!“ Da wusste Sibylle, dass der heimlich Geliebte die gleichen Schmerzen wie sie litt, und das Bild bekam einen Ehrenplatz im Mädchenstübchen.

Sie hatte viel Freude an der Nichte erlebt,

die fleissig lernte und dann durch Jahre eine Stellung in der Girokassa Mardersberg innehatte. Immer seltener besuchte Sibylle Mutter und Schwester, deren Lebensstil ihr nicht zusagte, denn es ging reichlich protzig im Hause des Schwagers zu. Zweifellos sprangen auch in Gegenwart der Schwester unliebsame Erinnerungen an ihre Aschenbrödelzeit auf...

Als im Zuge der Arbeitsbeschaffung Sibylle ihre Stellung einer männlichen Kraft überlassen musste, ergab sich kurz darauf durch die Vermittlung des Bürgermeisters eine ganz neue Lage im Gottschalkhaus: Der Schriftsteller Schönherr hielt seinen Einzug! Das war ein Mann von grosser Zurückhaltung, der zwar Sibylle zu gelegentlicher Hilfsarbeit verpflichtet hatte, aber in den ersten Wochen keinen Gebrauch davon machte. Das war eine grosse Enttäuschung für Sibylle gewesen. Da hatte sie, Anna Grosslaub, die doch das Herz der Nichte kannte, die Dinge zu rechtgerückt. In ganz kurzer Zeit war sie dann dem Schriftsteller eine unersetzliche Hilfskraft geworden, die sich mit erstaunlicher Gewandtheit nicht nur in seine Arbeiten, sondern auch in seine Gedankenwelt eingeführt hatte. Sie führte seine Korrespondenzen mit grosser Sicherheit und war leidenschaftlich an der neuen Welt interessiert, die sich ihr eröffnet hatte...

Anna Grosslaub seufzte bekümmert. Schönherr hatte ihr selbst einmal gesagt, dass Sibylles Hingerissenheit an die gemeinsame Arbeit ihn selbst in seltsamer Weise beflügelte. Um so unverständlicher war seine plötzliche Abreise gewesen, und geradezu bedrückend sein Schweigen. Sibylle war völlig verändert. Sie litt zweifellos darunter, dass der Mann plötzlich auf sie und ihre Arbeit verzichtet hatte, als wäre sie nur ein Schreibmaschinenmädchen gewesen, das man sich einmal für ein paar Tage ausborgt.

Gerade zu dieser Zeit musste auch noch Ursula, die seit Jahren nicht in Mardersberg gewesen war, für ein paar Stunden zu Besuch kommen. Die Neugier, den Schriftsteller kennenzulernen, hatte sie dazu veranlasst, wie sie freimütig zugab. Sie war enttäuscht und musterte spöttisch das verschlossene Gesicht der jüngeren Schwester.

„Du warst ihm wahrscheinlich zu dumm, meine Liebe. Woher solltest du auch das Talent zu einer Muse haben...“ Sibylle hatte mit Tränen gekämpft, hatte das Zimmer verlassen, und Ursula war gelangweilt wieder abgefahren...

Nein, das war nicht gut gehandelt von diesem Schönherr! Gewiss war der Mann in seinem Wesen anders als seine Umgebung; er gehorchte wohl auch anderen Gesetzen, aber diese rücksichtslose Haltung passte eben nicht zu dem Bild, das sie sich von ihm gemacht hatte. Dass es Sibylle gar so schwer nahm —? Vielleicht liebte sie nicht nur die Arbeit und die Schöpfungen dieses Mannes, sondern es war mehr?

Anna Grosslaub grübelte angestrengt. Das Bild des Studenten war längst aus dem Mäd-

chenstübchen verschwunden. Sie hatte wohl auch hier und in Marieberg mehrere Verehrer, die aber keine grossen Chancen zu haben schienen. Wer kennt sich in einem solchen modernen Mädel aus? Felix Schönherr war eine stattliche Erscheinung mit einem sympathischen Gesicht, das allerdings durch die unglücklichen Narben entstellt war. Sibylle aber gehörte zu der Generation, die kaum eine Erinnerung an den Krieg hatte, und die ohne jede innere Beziehung zu den Männern war, die ihn geschlagen haben. Sie war einfach zu jung für eine solche Zuneigung, die auch grosse seelische Anforderung an eine junge Frau stellen würde. Ein Mann wie Schönherr wusste das genau...

Anna Grosslaub ertappte sich dabei, dass ihre Hände mühsig in Schoss ruhten. Ehe sie wieder zu ihrer Arbeit griff, ging ihr Blick flüchtig durchs Fenster. Ein Mann kam langsamen Schrittes den Berg herauf. Ein Fremder? Was will er wohl hier? Der Ankömmling musterte das Haus kritisch. Er schien befriedigt und näherte sich der Haustür. Anna Grosslaub erhob sich und strebte zögernd dem Flur zu. Sibylle war in Marieberg, sie war allein im Haus. Aber der Fremde hatte gut ausgesehen.

„Glückauf! Bin ich hier richtig: ich möchte zu Frau Grosslaub?“

Erstaunt über den Gruss, nickte sie ein wenig mit dem Kopf. Plötzlich wusste sie, wen sie vor sich hatte. Das konnte nur der neue Bergingenieur sein.

„Sie sind richtig,“ sagte sie freundlicher, denn der Mann gefiel ihr.

„Thonke“ stellte er sich vor. „Verzeihen Sie die Störung: ich suche für die nächsten Monate ein bis zwei Zimmer. Man hat mir gesagt, dass man bei Ihnen besonders gut aufgehoben sei...“ Er lächelte mit einem zurückhaltenden Ausdruck, der seinen Worten ehrlichen Unterton gab.

„So so. Und wen habe ich vor mir?“

„Ich bin der Betriebsleiter der Grube „Blühend Glück“ in Mardersberg.“

„Bitte kommen Sie herein, wir wollen einmal überlegen...“ sagte sie freundlich. Er folgte ihr und nahm auf dem angebotenen Stuhl Platz. Sie betrachtete ihn prüfend und dachte: Merkwürdig, der Mann kommt mir irgendwie bekannt vor. Wenn ich nur den Namen nicht überhört hätte. Aber es war wohl unhöflich, nochmals zu fragen.

„Die zwei besten Zimmer habe ich an einen Schriftsteller vermietet. Da ich früher immer Sommerfrischler hatte, ist zwar noch ein Zimmer frei, aber ich weiss nicht, ob es Ihren Ansprüchen genügt...“

„Ich brauche nur einen Tisch, ein paar Stühle, Kleiderhaken oder Schrank, und natürlich ein Bett...“ sagte er trocken.

Sie lachte.

„Sie sind wirklich bescheiden. Etwas besser ist das Zimmer schon ausgestattet. Es ist nur das: Mein Mieter Schönherr ist vor einigen Wochen abgereist, und ich weiss ja nicht, ob er überhaupt noch auf die Woh-

nung reflektiert. Seine Sachen sind zwar noch hier, er hat auch immer die Miete überweisen lassen...“ Sie brach unschlüssig ab und war jetzt sehr ärgerlich auf Schönherr. Der Ingenieur wartete schweigend.

„Sehen Sie, der Herr — na ja — wenn er hier wäre, könnte man mit ihm sprechen. Er will ungestört arbeiten...“

„Ich störe niemanden und habe den gleichen Wunsch, wenn ich schon im Hause bin. Später brauche ich ein Büro denn bin ich nur nachts anwesend...“

„Ich zeige Ihnen das Zimmer...“ sagte Anna Grosslaub jetzt kurz entschlossen.

Es gefiel dem Ingenieur. Sogar ein Schreibtisch war vorhanden, er konnte sich eine Arbeitsecke einrichten. Schnell war eine Einigung erzielt. Anna Grosslaub war nun sehr zufrieden mit sich. Sie bat den neuen Mieter noch für einen Augenblick in ihre Wohnstube.

„Ich schätze, dass Frau Wagner Sie zu mir geschickt hat; damit werden Sie wissen, wer ich bin...“

„Stimmt!“

„Der Herr Bürgermeister ist für einige Tage verreist, nicht wahr?“

„Jawohl — er kommt heute zurück.“ „Entschuldigen Sie eine Frage persönlicher Art: stammen Sie aus unserer Gegend oder waren Sie hier in der Nähe in Stellung? Sie kommen mir so bekannt vor.“

„Das wird ein Irrtum sein. Ich bin in Johannesburg in Südafrika geboren. Mein Vater war dort Pfarrer. Wir siedelten wieder nach Deutschland über, als ich sechs Jahre alt war. Ich wuchs in Torgau auf. Nach vollendetem Studium ging ich erst in die Türkei, dann war ich sechs Jahre in Kanada. Mein Vater rief mich vor einigen Monaten zurück, weil er mich noch einmal sehen wollte...“

„O — Sie haben viel erlebt und gesehen! Wird Ihnen da unsere kleine Mardersberger Welt nicht bald zu eng werden?“

„Nein. Ich liebe das Erzgebirge. Ich habe an der Bergakademie Freiberg studiert, und ich bin mit dem Rucksack über Berg und Tal gewandert. Ausserdem bin ich nur ins Ausland gegangen, weil für viele von uns Bergingenieuren im damaligen Deutschland kein Platz war. Ich hätte auch nach Kanada zurückgekonnt. Aber es sind noch andere meiner Kameraden von der Regierung aus dem Auslande zurückberufen worden. Wenn uns jetzt der sächsische Erzbergbau braucht, so sind wir nur glücklich darüber...“

(Fortsetzung folgt)

„Sublime“
die beste Tafelbutter

Theodor Bergander

Al. Barão Limeira 117, Telefon 4-0620

Die Seite der Unterhaltung

Der Bauer Michael Karl Heinrich Waggerl

Der Bauer ist unterwegs auf der Wiese, er geht den Zäunen nach. Da und dort drängt er sich in das Strauchwerk, ich höre ihn von weither rumoren und fluchen. Die Axt klingt hell im dünnen Holz, eine Meise flattert auf und schimpft erbittert aus dem Wipfel der Esche. Eine Weile später kriecht der Mann wieder aus dem Busch, gelb und grün bestäubt, und steht da, und schaut sich um, ein alter Kerl, ein langsames braunes Tier auf meinem Feld.

Ich rufe ihn an. Michael, sage ich, lass es heute! Mach Feierabend! Und Michael überdenkt auch das eine gute Weile, dann nickt er mir zu und schiebt die Axt unter den Rock. Ich mache ihm Platz an meiner Seite, lange sitzen wir schweigend nebeneinander auf den warmen Steinen. Michael duftet nach Seidelbast, er bringt den ganzen Frühling mit sich, Erlenkätzchen auf dem Rock, kleine Blütensterne im Bart, aber daran liegt ihm gar nichts. Frühjahr, das bedeutet dreifache Arbeit für Michael, Arbeit im Holz und auf den Wiesen und hinter dem Pflug, er liest eine andere Schrift vom wechselnden Himmel des Jahres. Michael denkt geradeaus. Es gefällt ihm, wenn das Gras aufwächst, Blüten und Kräuter, das ist Futter für seine Tiere. Regen muss dazukommen, die Sonne muss steigen, damit sein Korn reif wird, für nichts anderes. Vielleicht liebt auch er diesen Fleck Land auf seine Weise. Er nährt ihn ja, in jeden Fussbreit Erde hat er hundertmal die Schar gedrückt. Die Bäume am Hag sind mit ihm aufgewachsen, viele hat er selbst gepflanzt, andere kennt er noch aus seiner Jugend, die fallen jetzt unter seiner Axt. Es sind prächtige Bäume darunter, wunderbar im Frühling, wenn das Laub aus den Knospen bricht, das mag schon sein, und in Sommernächten, unter dem ziehenden Wind. Allein davon weiss Michael nichts, er ist kein Schwärmer. Laub mag rot oder grün sein, es gibt dieselbe gute Streu für seinen Stall, aber es wirft auch Schatten auf seinen Acker. Man muss darauf sehen, dass die Kronen nicht zu üppig werden und dass man das Holz heraus schlägt, solange es noch gesund und fest im Kern ist.

So hat alles seinen Sinn und seine gute Ordnung in dieser kleinen Welt, Michael wacht darüber mit dem einfachen Verstand des Bauern. Auch Gott macht keine Verse. Es dämmert schon über der Wiese. Im Westen schwinnt die junge Sichel des Mondes auf dem Rücken, eine weisse Wiege, ein glückliches Schiff mit hohem Kiel. Die Sterne tun sich wie Augen auf, sie blinzeln eine Weile, und dann schauen sie ruhig und ernst auf das friedliche Land. Der trübe Dunst über dem Boden gerinnt in der Kühle, die Luft spinnt Fäden, weisse Bänder aus dem Nebel und knüpft sie da und dort an Halmen und Sträuchern fest. Von weither kommt noch ein Vogelruf, wehmütig und wie aus dem Traum gesungen.

Mir ist wohl im feierlichen Frieden, ich habe einen Menschen neben mir, einen müden Mann. Sein Rücken ist ein Berg, sein Gesicht ist ein Feld, er atmet ruhig und schaut vor sich hin, und in die Hände hat er seinen Bart gelegt. Auch diese Hände betrachte ich, sie sind selbst einem Gewächs ähnlich, einer nahrhaften Wurzelfrucht aus der Erde.

Das geht mir so durch den Kopf. Zuletzt, denke ich, im ganzen genommen, bedeutet dieser Mensch in seiner Einfachheit vielleicht nicht mehr als irgendein Halm auf dem Feld, der unter anderen Halmen steht, der zu seiner Zeit blüht und Früchte hat und seinen Samen um sich streut, damit neue Gräser nach ihm aufstehen, wenn er selbst unter der Sense gefallen ist. Das geschieht mit dem Halm in der Stille, aber liegt der Sinn des Lebens etwa im Geräusch?

Zuweilen streite ich mit dem alten Dachs, und dann wird nichts geschont zwischen Himmel und Hölle, ich lege mich mächtig ins Zeug mit meinem doppelgenähten Scharfsinn. Aber sitzt Gott nun deswegen da und kratzt sich hilflos den Bart? Michael weiss wenig von den letzten Dingen, allein er hat doch dies und jenes in seinem Leben auf seine Art betrachtet. Er hat die Kirchenguhr im Turm gesehen, — Teufel, noch einmal, sagte er, so etwas von Rädern und Walzen und Stiften, und alles blitzsauber und haargenau! Das kannst du dir nicht einmal vorstellen, behauptet er.

Gut, da läuft jetzt so ein Zahnrad mitten in dem grossen Werk, ein anderes Rad dreht sich mit ihm und greift in seine Zähne ein, und wenn es sich Gedanken machen könnte, so hätte es gewiss sein Leben lang genug daran zu raten. Es könnte Bücher darüber schreiben, sofern es ein besonders piffiges Zahnrad wäre.

Indessen aber stehst du irgendwo auf dem Feld und schaut nach der Uhr. In der dieses Zahnrad läuft; du sagst Feierabend und legst dein Werkzeug aus der Hand...

Später am Abend, gehe ich mit Michael über das Feld nach seinem Hof. Wir schwatzen friedlich über allerlei, vom Futter und von einer neuen Mode beim Düngen, und auch vor den Obstbäumen bleiben wir eine Weile stehen.

Der kleine Michael läuft uns in den Weg, er hängt sich schweigend an das Hosenbein des Vaters und fängt mit Macht zu ziehen an. Worte findet er nicht für diese Leichtfertigkeit erwachsener Leute, was das Essen betrifft, die Lichtseite des Daseins. Und hinter ihm kommt noch etwas durch den Kartoffelacker, das ist Therese, rund und behäbig und hoffnungslos um ihr Gleichgewicht kämpfend wie immer. Sie rollt in die Furchen, steht wieder auf und wühlt sich unverdrossen durch, es ist kein Augenblick zu verlieren: Milchsuppe! Die Schüssel steht auf dem Tisch!

Das deutsche Volksstück

Am Sonnabend, den 10. Juni, führt die Theatergruppe des Bundes der schaffenden Reichsdeutschen in São Paulo das Volksstück „Für die Katz“ von August Hinrichs auf. In diesem Zusammenhang dürfte interessieren, welche Entwicklung das Volksstück in Deutschland im Laufe der Jahrzehnte genommen hat.

Die Wurzeln des Volksstückes reichen zurück in das ausgehende Mittelalter. Damals verloren Kirche und Rittertum in Deutschland einen grossen Teil ihrer Macht zugunsten des aufstrebenden, jugendkräftigen Bürgertums.

Die gleiche Entwicklung ging auf dem Gebiet des Theaters vor sich: Das höfische

Ja, warmes Essen in der Stube. Der Vater hängt seinen Rock an die Tür, dann schlägt er das Kreuz, und auch der kleine Michael gibt Gott die Ehre, wie es Brauch ist, aber sein Amen verhallt schon tief in der Schüssel. Wie hungrig ist der kleine Michael, du lieber Himmel, das begreift kein Mensch! Er seufzt und kaut und gönnt sich nur das Nötigste an Luft, und ausserdem lässt er kein Auge von den heissen Brocken auf den Löffeln der anderen, mit stiller Wehmut sieht er sie verschwinden. Zuletzt schiebt ihm der Vater die ganze Schüssel hin. In Gottes Namen, sagt er, aber friss den Boden nicht heraus!

Es ist gut und behaglich in der Dämmerung. Therese klettert in den Schoss der Mutter, dort rollt sie sich zusammen und schläft wie ein Hündchen, wie ein kleines zufriedenes Tier. Ja, die Mutter, immer ist es gut und warm in der breiten Mulde zwischen ihren Knien, sie wiegt sich leise und kraut das Kind mit dem Finger.

Einmal schaut auch der Mann nach ihr hin, er nickt und schiebt seine Hand hinüber. Aber dann lässt er es wieder und streift nur ein paar Brotkörner vom Tisch.

seiner selbst und seiner Leistungen war ihm völlig fremd.

Die Zeiten des Rokoko und der Klassik — in mancher Hinsicht Blütezeiten deutscher Dichtung — mussten naturgemäss das Volksstück zurückdrängen, bis die Kunst der Romantik (1820) eine glänzende Auferstehung feierte. Das Dialektstück, eine wichtige Untergattung des Volksstückes, begeisterte in der nachnapoleonischen Zeit das theaterfreudige Publikum deutscher Residenzen. In Darmstadt wurde Niebergalls „Datterich“, in Wien Nestroys und Raimunds Volksstücke und in Düsseldorf Raupach gegeben. Selbst die Literaturgeschichte nahm sich des einstigen Stiefkinds der Bühne an.

Im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts setzte sich der sogenannte vierte Stand, ein Kind der französischen Revolution, in allen europäischen Ländern durch. Arbeiter- und Sozialfragen wurden modern, die Literatur, beeinflusst von dem Franzosen Zola, wandte sich hauptsächlich grauenvollen, realistischen Stoffen aus der Welt der Allerärmsten zu. Das Volksstück jener Zeit folgte ebenfalls der literarischen Linie; sein Inhalt wurde ernst und düster, seine Probleme schwer und ohne Antworten. Da unmittelbare Wirklichkeitsnähe die Voraussetzung des zugkräftigen Volksstückes darstellt, konnte diese Entwicklung dieser Gattung des Dramas keineswegs schaden. Die Dichtungen Anzengrubers, des Wieners, in der damaligen Zeit entstanden, sind heute noch ein wertvolles Gut für alle deutschen Theater.

Die eigentliche Blüte erlebte das Volksstück allerdings erst nach dem Krieg. Damals, als die grössten Geister am Dasein verzweifeln wollten, als Spenglers „Untergang des Abendlandes“ zu einem Postulat der Zeit wurde, fühlten sich alle noch lebensbejahenden Kräfte zur Natur hingezogen und zu allem, was mit der Natur zusammenhängt. Da auf literarischem Gebiet nichts der Natur näher kommt, als das Volksstück, wurde „Volksstück“ bald grosse Mode, und zwar so sehr, dass bald die Reaktion eintrat und

Spiel und die Passionsdarstellungen traten in den Hintergrund, während im Laufe der Jahrzehnte der bürgerliche Hanswurst auf den städtischen Bühnen immer mehr Raum gewann. Am Anfang aller Volksstück-Dichtung steht gross der Name Hans Sachs. Dieser dichtende Schumacher hat zum erstenmal Gestalten aus dem Volk in Stadt und Land mit dichterischem Können nachgebildet und den Grund zu einer neuen Theaterkultur in Deutschland gelegt. Das Bewusstsein, ein „Volksstück“ geschaffen zu haben, war allerdings in der damaligen Zeit keineswegs vorhanden. Das Volk selbst war einziger Träger künstlerischen Schaffens in der spätgotischen Zeit. Eine kunsthistorische Betrachtung

Casa  Allemã



Unsere

Anzüge und Mäntel

von

Qualität und Geschmack

bedeuten für Sie die Gewähr, wirklich gut zu kaufen!

Strassen- und Sportanzüge

Reine Wolle, solide Verarbeitung in modernen Mustern

180\$ — 200\$ — 225\$ — 250\$

Gabardine-Mäntel

Flotte Modelle mit Seidenfutter

250\$ — 300\$ — 350\$ — 480\$

Winter-Mäntel

Reinwollener halbschwerer Schetland und Marengoschewit

250\$ — 320\$

Pyjamas, Pullovers, Strümpfe, Hemden, Unterwäsche, Handschuhe, Schals, Krawatten

RUA DIREITA 162-190

SCHADLICH, OBERT & CO.

Volksstücke in kabarettistischen Possen verspottet wurden.

Trotzdem ist das Volksstück — auf der Bühne und im Film — bis auf den heutigen Tag lebenskräftig geblieben. Zunächst mochte es scheinen, als könnte es sich nicht vom

Sachsen Rosenow „Kater Lampe“, das berliner Stück vom „Krach im Hinterhaus“, den kölnischen „Schneider Wibbel“, der bei seiner eigenen Beerdigung anwesend war, und endlich — als Höhepunkt der modernen Volksstückdichtung — den unsterblichen August Hinrichs, den kleinen kräftigen Oldenburger mit den lachenden Augen, den Schöpfer der unvergesslichen „Jolanthe“.

Hinrichs hat das Verdienst, auch Norddeutschland zu einem wichtigen Faktor deutschen Bühnenhumors gemacht zu haben. Seine Stücke atmen oldenburg Landluft, seine Gestalten leben lebhaftig, seine Einfälle sind getragen von einem echten, reifen Humor, der Menschen versteht und die schwärzesten Taten mild lächelnd verzeiht. Erfolgserien auf deutschen Bühnen errangen — ausser „Krach um Jolanthe“ — „Petermann fährt nach Madeira“, „Wenn der Hahn kräht“ (das auch in São Paulo vom Bund der schaffenden Reichsdeutschen mit grossem Erfolg aufgeführte Stück) und „Für die Katz“.

Wenn dem Volksstück auch die hohe Problematik der ernsten dramatischen Schöpfungen fehlt, so steht es doch dichterisch höher als Konversations- und Kriminalstück. In seinen Gipfelwerken kann sich das Volksstück — weil es eben echte Dichtung zu sein vermag — neben den wertvollsten Werken aller anderen Kunstgattungen gleichwertig behaupten. Dem vom mühevollen Alltag ermüdeten Publikum kann es all das vermitteln, was zu neuer Lebensfrische beisteuert: Volks- und Naturverbundenheit, kernige Lebensweisheiten und vor allem einen köstlichen Humor. Dieser Eigenschaften wegen wird das Volksstück leben, solange Menschen Theater spielen.

**Leichte
ausländische Wollstoffe**

zu sehr günstigen Preisen

**Woll-Schals
Seiden-Schals
Gürtel
Damen-Taschen
Strümpfe**

Ständig Eingang von Neuheiten

Casa Lemcke

S. PAULO, Rua Libero Badaró 303
SANTOS, Rua João Pessoa 45-47

bayrisch-österreichischen Raum lösen, da dessen kräftiger Dialekt für Volksdichtungen wie geschaffen schien. Die Namen Anzengruber, Thoma, Schönherr, Lippe blieben lange führend. Erst langsam traten auch andere Mundarten in die Volksstücke ein. Lange Jahre hindurch spielte man des

Die Umaermung mit Rippenbruch

Eine Liste unglaublicher, aber wahrer Unfälle

Es ereignen sich tagtäglich in aller Welt die kuriossten Unfälle. Dass einer Witwe, die das Grab ihres kürzlich verstorbenen Mannes mit frischen Blumen schmückte, der Grabstein auf den Kopf fiel und sie schwer verletzte, kann man noch glaublich finden, aber dass ein steifer schwarzer Hut in der Lage sein sollte, die beiden Ohren des Trägers glatt abzuschneiden, das würde einem wie ein schlechter Witz vorkommen, wenn dieser Unfall nicht tatsächlich geschehen wäre und eine amerikanische Versicherungs-Gesellschaft dafür eine beträchtliche Summe hätte auszahlen müssen. Ein Kind ass eine Zwiebel, verschluckte sie so unglücklich, dass es sich das Genick brach. Und das gleiche tragische Ende fand ein Mann, der mit dem Kopf zuerst ins Bett sprang. In Kalifornien geschah es einem Bauern, dass sein Pflug eine Patrone aus der Erde wühlte und sie zur Entladung brachte, so dass das Geschoss ihm in den Kopf drang und ihn tödlich verletzte.

Diese Liste sonderbarer Verkettungen kann beliebig fortgesetzt werden, die statistischen Büros der einzelnen Staaten sammeln täglich Berichte über kuriose Unfälle. Ein junger Mann wurde so stürmisch von seiner Braut an die pochende Brust gedrückt, dass ihm mehrere Rippen dabei krachten. Ein anderer

Jüngling nahm das geliebte Mädchen auf den Schoss; dabei schlief sein linkes Bein ein. Als er sich erhob, sackte das Bein so unglücklich unter ihm ab, dass es gebrochen wurde. Ein Bauer fiel auf einer dunklen Landstrasse über eine schlafende Kuh und verletzte sich dabei erheblich. Ein anderer schlug mit der Nase gegen das Bett, bekam Nasenbluten, Blutvergiftung stellte sich ein; er starb. In England fuhr ein Motorradfahrer gegen einen Elefanten. In Deutschland und Amerika sind Motorradfahrer häufig durch Rehe zu Schaden gekommen.

Der Besitzer eines Milchautos fuhr zu einer Tankstelle, um Benzin einzufüllen. Heisse Asche von seiner Zigarette setzte seine weisse Schürze an einer Stelle in Brand, auf die Benzin getropft war. Der entsetzte Mann riss die Schürze vom Leibe und warf sie von sich. Sie flog auf ein in der Nähe stehendes Pferd. Das Tier schleuderte sie mit einer Schwanzbewegung gegen einen Heuballen. Eine Scheune, das Milchauto, vier Autos und zwei Wagen brannten als Folge dieser merkwürdigen Ereigniskette ab. In Exeter, England, explodierten Hustenbonbons in der Tasche eines Polizisten. Dadurch wurde seine Kleidung in Brand gesetzt und die Feuerwehr musste in Aktion treten. Dieser so unglaub-

würdig anmutende Unfall wurde von Chemikern dahingehend erklärt, dass sich in den Hustenbonbons Chlorkalium befand, das infolge der Reibung der Bonbons an dem harten Wollstoff der Polizeiuniform sich entzündete. Ein gleichartiger Unfall passierte einem Landwirt, dem bei der Unkrautausrottung eine Lösung von Chlorkalium auf der Arbeitshose antrocknete. Auf dem Nachhausewege, durch die Reibung der Bewegung, wurde die Arbeitshose durch das Chlorkalium in Brand gesetzt und der junge Mann erlitt schwere Brandverletzungen.

Wer lacht mit?

Das klingt schon besser
Der Lehrling trat seinen Dienst an. „Da bin ich, Herr Chef“, sagte er.
Der alte Lennemann lächelte freundlich: „Nennen Sie mich nicht Chef, junger Mann! Sagen Sie lieber Herr Lennemann zu mir!“
Der Lehrling nickte: „Jawohl, lieber Herr Lennemann!“

Glück
Der Herrenfahrer fuhr durch den Botanischen Garten. Er prallte an einen Baum. Das Auto zerfiel in tausend Stücke. Der Herrenfahrer betastete seine sieben Beulen am Kopf und stöhnte: „Immer noch Glück gehabt, dass es nur ein Gummibaum war!“

Widerspruch
Mutter: „Fritz, es wird Zeit, dass du zu Bett gehst! Sieh mal, die kleinen Hühnchen sind auch schon schlafen gegangen!“
Fritz: „Ja, aber die alte Henne auch!“

Erster Gedanke
Eilen Sie, Frau Schmidt, bei Ihnen zu Hause brennt's!“
„Himmel, mein neuer Hut!“

Viel verlangt
Die Ehe war elend.
Die Frau heulte: „Einst hast du geschworen, mich wie eine Königin zu behandeln!“
Er brummte: „Jeder kann nicht Heinrich VIII. sein!“

Der fromme Dramaturg
Dolze hat ein Drama geschrieben.
Dolze las es dem Darmstädter Dramaturgen vor.
Dolze kam von der Vorlesung heim.
„Wie war der Dramaturg, Dolze?“
„Schrecklich fromm!“
„Wieso fromm?“
„Bei jeder Szene, die ich vorlas, faltete er die Hände über dem Kopf und rief: Mein Gott! Mein Gott!“

Der Biertrinker
Paul und Pauline besuchten die Gemäldeausstellung.
Vor einem Bild blieb Pauline stehen.
„Schau, Paul!“
„Was denn?“
„Was bedeutet das Bild?“
Das Bild zeigte einen leeren Tisch.
Paul blätterte im Katalog.
„Das Bild heisst „Der Biertrinker“, las er vor.
„Wo ist denn das Bier?“
„Das hat der Mann ausgetrunken.“
„Und wo ist der Mann?“
Paul lachte:
„Fortgegangen! Was soll er noch hier sitzen, wenn er kein Bier mehr hat?“

Die Aufgabe
Mümmchen hat eine Schulaufgabe bekommen.
Sie sollte einen Aufsatz schreiben:
„Ich besuche meine Tante.“
Mümmchen war im Handumdrehen fertig.
„Schon fertig, Mümmchen?“
„Ja, Papa.“
„Was hast du geschrieben?“
Mümmchen las vor:
„Gestern besuchte ich meine Tante. Meine Tante war nicht daheim.“

Kinder antworten

Bei einer Schuluntersuchung werden die ABC-Schützen geröntgt.
Die achtjährige Annemarie steht vor dem Schirm des Apparates.
„Bin ich gesund, Onkel Doktor?“ will sie neugierig wissen.
„Ja, Kleines, du bist gesund.“
Darauf erwidert lachend die Kleine:
„Aetsch, Onkel Doktor, Sie wissen aber nichts. Haben Sie denn nicht die Würmer in meinem Bauch gesehen? Ich bin inwendig ganz voll Würmern.“

Peterchen kommt aufgeregt zum Doktor gesprungen.
„Kommen Sie schnell, schnell zu uns!“
„Wer ist denn krank?“
„Alle, der Vater, die Mutter, der Heini, die Lotte und die Grete.“
„Und du bist nicht krank?“
„Nein, ich habe, weil ich böse war, nichts von den Pilzen bekommen, die Vater im Wald gesammelt hat.“

Der Kinderarzt untersucht den kleinen Willi und hält sein Ohr horchend an den Rücken des Jungen.
Willi weint dabei herzerweichend.
„Du brauchst nicht zu weinen“, tröstet ihn der Doktor, „wenn du gross bist, wirst du auch Doktor und untersuchst Kinder.“
„Ich kann nie Doktor werden“, heult Willi.
„Warum sollst du es nicht können?“
„Ich habe ja keine so kalten Ohren wie du.“

OH.. WIE IST MEIN KOPF SO SCHWER!

NIMM' CAFIASPIRINA UND KEIN "KATER" PLAGT DICH MEHR

• Welch' guter Ratschlag! Cafiaspirina ist ein wahrer Retter fuer alle diejenigen, die die Nacht durchgefeiert und ueber den Durst getrunken haben; denn es bringt Erleichterung und Frische, und gibt Ihnen Ihr Wohlbefinden zurueck. Cafiaspirina ist ein Bayer Praeparat . . . und jeder weiss es: "Wenn es Bayer ist, so ist es gut!"

• Beugen Sie vor: Haben Sie stets Cafiaspirina zur Hand!

CAFIASPIRINA
gegen Schmerzen

H. S. D. G.
Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrts-Gesellschaft
Seit 67 Jahren regelmässiger Südamerikadienst

Monte Olivia
fährt am 14. Juni nach RIO DE JANEIRO, Bahia, LISSABON und HAMBURG.

General Artigas
fährt am 20. Juni nach RIO DE JANEIRO, BAHIA, MADEIRA, LISSABON, BOULOGNE S/M. und HAMBURG.

Dampfer	Nach Rio da Prata	Nach Europa
Monte Olivia		14. Juni
General Artigas		20. Juni
Monte Pascoal		27. Juni
Antonio Delfino	15. Juni	4. Juli
Madrid	26. Juni	12. Juli

Neue Touristen-Ermäßigungen
in der 1., 2. und Mittelklasse:
Tour „A“: 40 Tage Aufenthalt in Europa 40 vH.
Tour „B“: 3 Monate Aufenthalt in Europa 30 vH.

THEODOR WILLE & CIA. LTDA.
São Paulo — Santos — Rio — Victoria

Juckt es, dann niemals kratzen

das vermehrt nur den Juckreiz. Krätze, einige Fälle von Hautjucken, Insektenstiche und gewisse parasitäre Hautaffektionen werden mit Mitigal beseitigt. Machen Sie sich nicht zu einem armen, lächerlichen Wesen und befolgen Sie den guten Rat: Juckt es, dann niemals kratzen . . .

Benutzen Sie dann

Mitigal



Insekten als Bundesgenossen des Menschen

Bei der Einbürgerung fremder Tier- und Pflanzenarten ist es denen, die ein nützliches Werk damit zu verrichten meinten, schon öfter ähnlich ergangen wie jenem Goetheschen Zauberlehrling, der die Geister, die er rief, nicht wieder loswerden konnte; man denke nur an die zu jagdlichen Zwecken erfolgte Aussetzung von Kaninchen in Australien, die sich dort zu einer furchtbaren Landplage entwickelt haben; an die Einbürgerung der amerikanischen Bismarckeule in Europa, die Verschleppung des europäischen Haussperlings nach Nordamerika usw. Auch auf pflanzlichem Gebiet kann die Bereicherung der bodenständigen Arten durch fremde Zuzüger sich bisweilen als Danaergeschenk erweisen; erinnert sei nur an die jedem Aquarienliebhaber wohlbekannte gemeine Wasserpest (*Elo-dea canadensis*), die — ursprünglich in den Flüssen des nördlichen Amerika zu Hause — sich nach ihrer Einschleppung nach Europa im vorigen Jahrhundert besonders in Norddeutschland so ungeheuer verbreitete, dass sie stellenweise Wasserläufe, Flüsse und Kanäle regelrecht verstopfte, und dass ihre Wege zur Offenhaltung der Schiffahrtswege umfangreiche und kostspielige Reinigungsarbeiten notwendig wurden. Australien, das von seinen Kolonisatoren zugleich mit so vielen nützlichen Dingen auch so manche fragwürdige Zugabe erhielt, hat sich eine Bereicherung seiner heimischen Pflanzenwelt gefallen lassen müssen, die sich im Laufe der Zeit immer mehr als ein äusserst gefährlicher Zuwachs erwiesen hat; es ist eine Feigenkaktusart oder Opuntie (*Opuntia inermis*), die man in Australien „Prickly Pear“ nennt, was soviel bedeutet wie „Stachelbirne“. Als Kolonisatoren diese breitblättrige Kaktuspflanze, deren eigentliche Heimat im westlichen Kuba und auf dem amerikanischen Festlande von Florida bis Süd-Texas zu suchen ist, mit nach Australien brachten, geschah dies sicher in der allerbesten Absicht; denn die Opuntie lässt sich zu mancherlei Dingen verwerten: Die Früchte sind essbar, auch kann man sie zum Färben des Weines benutzen; die fleischigen Glieder enthalten wertvolle Nahrungsstoffe für das Vieh, und die Pflanze selbst, die eine Höhe von 3—4 Meter erreichen und in entsprechender Anordnung eine undurchdringliche Wand bilden, liefern dem Farmer einen vortrefflichen natürlichen Zaun zur Einfriedung seiner Weideflächen, Pflanzungen usw.

Den vorsichtigen Beobachter hätte es nun schon stutzig machen müssen, dass die gleiche Opuntienart nach ihrer schon frühzeitig erfolgten Einschleppung nach Chile und, in Europa, nach den Balearen und Südwest-Frankreich, hier alsbald verwilderte und sich zu einem schwer bekämpfbaren Unkraut auswuchs. Im östlichen Australien fand sie anscheinend noch günstigere Lebensbedingungen vor; denn hier hat sie infolge ihrer massenhaften Vermehrung und hemmungslosen Verbreitung in den letzten dreissig Jahren den Charakter einer regelrechten Landplage angenommen. Millionen von Quadratmetern des fruchtbaren Landes lagen unbenutzt, weil ein Eindringen in das lückenhafte Kaktusgebüsch nahezu unmöglich war und weil das wildwuchernde Wachstum der Opuntien jede Anpflanzung sofort erstickt hätte. Von der ungeheuren Ausdehnung dieses zusammenhängenden Kaktusüberzuges wird man sich bei uns nur schwer eine Vorstellung machen können: Im südlichen Queensland und im nördlichen Neusüdwales bedeckten die Opuntien eine Fläche von der Grösse des halben Englands!

Alle Versuche, durch Roden, Verbrennen usw. den Feind zu bekämpfen, erwiesen sich als völlig aussichtslos, so dass sich schliesslich die Ueberzeugung Bahn brach, die biologische Schädlingsbekämpfung sei das einzige Mittel, um eine Bresche in die Kaktusdunstung zu legen. Aber wo gab es einen natürlichen Feind der Opuntien? Man hatte nach endlosen Fehlschlägen die Hoffnung schon heinahe aufgegeben, als plötzlich Versuche mit einer von der Wissenschaft als *Cactoblastis* bezeichneten Mottenart überraschende Erfolge zeigten. Die Larven dieses überaus fruchtbaren Kleinschmetterlings nähren sich nämlich von dem Fleisch der Kaktusarten, und da das zarte Mark der Opuntien ihnen am meisten zusagt, so fressen sie sich, sobald sie aus den Eiern geschlüpft sind, geradeswegs bis zum Mark der Pflanze durch und bringen sie so zum Absterben.

Was beim ersten Versuch im kleinen erfolgverheissende Ergebnisse brachte, bewährte sich im grossen. Seit dem Jahre 1925 werden die *Cactoblastis*-Motten zu Millionen gezüchtet und nach den von der Kaktusplage heimgesuchten oder bedrohten Landstrichen verschickt. Wie gründlich sie dort ihre Arbeit verrichten, davon zeugen die wahrheitsgemässen Berichte und Abbildungen von dort. Es ist das ein treffendes Beispiel für eine biologische, d. h. auf natürlichem Wege vor sich gehende Schädlingsbekämpfung.

Dass solche Verfahren auch in anderen Gegenden guten Erfolg versprechen, hat sich auf der Insel Ceylon bestätigt, wo man die wuchernden Opuntien mit einer Kaktusschildlaus bekämpft, die den wissenschaftlichen Namen *Dactylopius* trägt. Eigenartigerweise ist für jede der verschiedenen Opuntienarten eine bestimmte Art der Gattung *Dactylopius* wirksam; dies hängt vielleicht damit zusammen, dass die Schildläuse den Feigenkaktus nicht nur durch Bissverletzungen usw. schädigen, sondern auch als Ueberträger

ger von bestimmten Pflanzenkrankheiten wirken. Auch Ameisen beteiligen sich an diesem Vernichtungskampf: Wenn sie die wegen ihrer Zuckerausscheidungen gehaltenen Blattläuse von den kranken auf die gesunden Opuntien hinüberschaffen, so sorgen sie dafür zugleich auch für die Weiterverbreitung der Seuche.

Ob ähnliche Begleitumstände auch bei der Ausrottung der australischen Stachelbirnen-Kaktus durch die *Cactoblastis*-Motte noch mitzuspielen, mag dahingestellt bleiben; die Hauptsache ist, dass Australien von der furchtbaren Pest, die die Weiden und Felder überwucherte und dem Gras und Korn Licht und Boden entzog, befreit worden ist.

Die verlustlose Aufzucht von Ferkeln

Die Sterblichkeitsziffer der Ferkel in den ersten Lebenswochen ist oft erschreckend hoch und schwankt zwischen 20 und 40 vH. Für die Wirtschaftlichkeit der Schweinehaltung ist die Sterblichkeitsziffer aber von grosser Bedeutung. Um lebenskräftige Ferkel zu erzielen, ist eine entsprechende Fütterung der tragenden Sau unbedingt notwendig. Wird die Sau nicht kräftig genug gefüttert, dann bleiben die Ferkel klein und sind schon bei der Geburt schwächlich, auch wird die Milchleistung der Sau schlecht sein. Die Sau darf aber andererseits auch nicht zu fett gehalten werden, weil sie dann leicht verwirrt oder ebenfalls kleine, schwächliche Ferkel zur Welt bringt. Schroffer Futterwechsel und verdorbenes Futter sind unbedingt zu vermeiden. Um eine günstige Entwicklung der Ferkel während der Trächtigkeit zu erzielen, muss der Sau auch regelmässig Gelegenheit zu Bewegung in frischer Luft gegeben werden.

Wenn die Geburt herannaht, muss die Sau ständig beobachtet werden, damit jederzeit Hilfe geleistet werden kann und während der Geburt keine Ferkel erdrückt werden. Es empfiehlt sich auch, nachts eine Laterne im Stall aufzuhängen, damit die Sau bei der Geburt die Ferkel selbst erkennen kann, falls keine weitere Hilfe zugegen ist. Das Stroh muss kurz geschnitten werden, damit sich die neugeborenen Ferkel nicht darin verkriechen und von der Sau totgedrückt werden können. Ferner empfiehlt es sich, an den Wänden in 30 bis 40 Zentimeter Höhe und Entfernung von der Wand Schutzstangen anzubringen, durch die vermieden wird, dass sich die Sau unmittelbar an die Stallwand legt und dabei die Ferkel erdrückt. Der Stall muss trocken, hell und geräumig und so eingerichtet sein, dass sich Buchten und Gänge leicht reinigen lassen. Da Stein- oder Zementfußböden Veranlassung zu Erkältungskrankheiten geben, sollte man in jeder Ferkelbucht eine Holzpritsche anbringen, um den Ferkeln ein stets trockenes und warmes Lager zu bieten. Man kann sich auch dadurch helfen, dass man in der Fer-

kelbucht einen Meter über dem Fussboden eine etwa 75 Zentimeter breite Pritsche herstellt, auf welche die Ferkel über ein etwa 25 Zentimeter breites, mit Leisten versehenes, schräg angebrachtes Brett gelangen. Dieser „Ferkelbalkon“ muss so hoch angebracht sein, dass sich die Muttersau darunter bewegen kann. Er wird mit einem Geländer versehen, damit weder die Ferkel noch die daraufgebrachte Streu herabfallen können. Die kleinen Ferkel gehen bald auf die Pritsche, werden dort gefüttert, liegen gern dort oben und gedeihen gut, zumal die Sau das Ferkelfutter nicht erreichen kann.

Für ein gutes Gedeihen der Ferkel ist es weiterhin sehr wichtig, dass die Sau immer viel und bekömmliche Milch gibt, da sich diese in den ersten sechs Lebenswochen der Ferkel kaum durch andere Futtermittel ersetzen lässt. Der gefürchtete Ferkeldurchfall wird sehr häufig durch die Sauenmilch hervorgerufen, die infolge schlechten Futters für die Sau den Ferkeln Beschwerden verursacht. Stellt sich bei den Ferkeln im Alter von drei bis vier Wochen trotzdem Durchfall ein, dann hilft etwas feine Holzkohle im Futter. Wird diese mit dem Beifutter gereicht, verschwindet der Durchfall. Bei Fütterung der Ferkel muss stets grösste Pünktlichkeit und Sauberkeit herrschen, denn Futterreste in den Trögen gehen leicht in Gärung über und rufen Durchfall hervor. Man gebe nie mehr Futter, als die Ferkel unmittelbar auffressen. In den ersten Wochen müssen alle Getränke, besonders in der kalten Jahreszeit, handwarm gereicht werden, was nur bei grösster Sorgfalt möglich ist, da sich Milch in den kalten Futtertrögen rasch abkühlt. Wenn sich im Winter oft lange Zeit keine Gelegenheit bietet, die Sau mit den Ferkeln ins Freie zu bringen, sollte man auch die Gänge im Schweinestall für die Bewegung der Ferkel herrichten und in den Türen der Ferkelbuchten verschliessbare Schlupflöcher nach den Gängen anbringen. Auf diese Weise lässt sich eine erfolgreiche und verlustlose Ferkelaufzucht betreiben.

Kalk für Obstbäume

Dass der Kalk ein vorzügliches Mittel ist, die Erträge von Garten und Feld zu heben, ist allbekannt, bei Obstbäumen tritt diese Wirkung aber besonders hervor im Obstertrag, der Güte, Haltbarkeit und im Zuckergehalt der Früchte sowie deren Widerstandsfähigkeit gegen Pilzkrankheiten. Besonderes Kalkbedürfnis haben die Steinobstbäume, darunter wieder hervorragend Pfirsiche, Aprikosen, Pflaumen und Kirschen, dann Apfelbäume, Quitten, Birnen auf Quitten veredelt, weniger Birnen auf Wildstamm. Auch Walnussbäume und

Haselnusssträucher, ebenso Erdbeeren stellen an den Kalkgehalt des Bodens höhere Anforderungen. Aber der Kalk ist nicht nur Nährmittel, er dient auch der Baumpflege, z. B. durch den Kalkstrich im Herbst werden Moose, Flechten, Ungeziefer und deren Brut vernichtet, die Stämme vor Wildverbiss und Frostschäden geschützt. Auch in Pulverform findet er z. B. Anwendung bei Vertilgung der Larven der Kirschblattwespe. Sowie die Kupferkalk- als auch die kalifornische Brühe bestehen zum grössten Teil aus

Kalk und dienen zur Bekämpfung der Pilzkrankheiten.

Nach den Untersuchungen von Professor Steglitz-Dresden bedarf ein tragbarer Obstbaum jährlich für 1 qm seiner Standortfläche 10 g Stickstoff, 5 g Phosphorsäure, 15 g Kali und 20 g Kalk und gerade dieser ist bei Aschenanalysen des Holzes gegenüber den anderen Nährstoffen besonders festgestellt worden. Er ist also nicht nur ein gutes Aufschlussmittel der übrigen Nährstoffe im Boden, sondern selbst für den Stamm unentbehrlich. Ein Erfolg der Kalkgabe wird aber nur dann zu erwarten sein, wenn der Boden die übrigen Nährstoffe, Stickstoff, Kali und Phosphorsäure, in genügenden Mengen enthält und die Feuchtigkeitsverhältnisse des Bodens durchaus ausreichend sind. Gelangen die Baumwurzeln in das Grundwasser oder trocknet die Erde zu tief aus, dann werden auch reiche Gaben an Kalk nicht viel helfen.

Wie erfolgt nun aber die Kalkdüngung? Da haben wir den Naturmergel (Lehmmergel und Sandmergel), den käuflichen Kalkmergel, Aetz- und Muschelkalk und den Kalkdünger. Naturmergel soll wenigstens 25 bis 30 Prozent kohlen-sauren Kalk enthalten und im Winter gegeben werden, indem man oben auf kleine Haufen bildet, die Witterung wird dann das übrige schon tun, den kohlen-sauren Kalk aufzuschliessen. Kalkmergel enthalten 90 bis 95 Prozent kohlen-sauren Kalk, sie sind weiter nichts als fein zermahlener Kalkstein. Auch er wird nur in die oberste Bodenschicht gebracht und gelangt mit dem Wasser verbunden bald in die tieferen Lagen. Aetzkalk oder gebrannter Kalk sowie der gebrannte Muschelkalk werden zu Pulver abgelöscht und besonders in schweren, zur Verkrustung neigenden Boden angewendet, sie reinigen diesen von schädlichen Säuren und töten schädliche Pilzsporen in der Erde.

Genusstauglichkeit des wegen einer Krankheit geschlachteten Geflügels

Wenn wegen einer Krankheit oder einer Seuche Hühner abgeschlachtet werden müssen, so wird wegen der vermeintlichen Uebertragungsgefahr auf Menschen meist viel übertrieben. Besonders bei den Seuchen, die ähnliche Namen wie bei Menschen vorkommende Erkrankungen haben, ist dies der Fall, z. B. Diphtherie, Geflügelcholera, Geflügelpest, Tuberkulose. Mit Ausnahme der Tuberkulose sind keine der Seuchen durch Fleischgenuss oder Berührung mit Krankheitsstoffen auf den Menschen übertragbar. Bei der Tuberkulose ist die Frage noch nicht genügend geklärt. Da aber Hühnerfleisch kaum roh gegessen wird, so ist auch bei dem Genuss von tuberkulösen Tieren in gekochtem Zustand keine Gefahr zu befürchten. Als Regel in zweifelhaften Fällen kann gelten: abgemagerte Tiere oder Tiere, deren Fleisch Veränderungen in der Farbe und der Beschaffenheit zeigt, sollen nicht gegessen werden. Selbstverständlich müssen alle veränderten Teile durch Verbrennen beseitigt werden. Wenn beim Kochen oder Braten ein unangenehmer Geruch nach Arzneien oder Eiter entsteht, dann muss natürlich auf den Genuss verzichtet werden.

Enten- und Hühnereier

Zweierlei Eier in ein Brutnest zu legen, um so zu gleicher Zeit Gänse und Enten bzw. auch Enten und Hühner erbrüten zu lassen, ist nicht angebracht. Gewöhnlich wird dies aus der Erwägung heraus getan, es könnten für den betreffenden Hof zuviel Gänse werden — wenn man eben nur Gänse-eier unterlegt — oder es kämen dementsprechend mehr Enten heraus, als man selbst verwenden könnte. Wir wissen ja aber, dass Hoffnungen nicht in den Himmel wachsen, das will hier heissen, es werden schon nicht soviel Küchlein schlüpfen, als man gern gesehen hätte. Es lassen sich aber auch, wenn es wirklich einmal mehr Kücken sind, als man gebrauchen kann, einige davon verkaufen. Wer Bruteier von Gänsen und Enten einer Gans unterlegt, der muss befürchten, dass die Gans die gegenüber den Gänse-eiern immerhin kleinen Enteneier zerdrückt, wenigstens einen beträchtlichen Teil davon. Liegen Enten- und Hühnereier in einem Neste, so stört weniger die verschiedene Grösse, daraufhin könnte man ja die Eier bei der Auswahl ausgleichen, als eben auch, wie bei den vorhin genannten zwei Geflügelarten, die verschiedene Zeit der Bruteier. Es müssten also demgemäss die Enteneier erst sechs Tage später den Gänse-eiern beigelegt werden, und ebenso ist es bei den Enten- und Hühnereiern. Nun aber kommt noch als störend hinzu, dass die Gans später eine schlechte Führerin der Entenkücken sein würde, genau so wie die führende Haushenne sich meist mit den Hühnerkücken befasst, die jungen Enten aber unbeachtet lässt, sie wohl sogar weg- oder tothackt. Also reinliche Scheidung auch beim Unterlegen von Bruteiern.

FERNANDO HACKRADT & CIA.

Vertreter des Stickstoff-Syndikats G. m. b. H., Berlin

SÃO PAULO

Rua Líbero Badaró Nr. 314 — 2. Stock

Caixa Postal 948

Telefon 3-3176

RIO DE JANEIRO

Rua São Pedro Nr. 45

Caixa Postal 1633

Telefon 23-2940

Chemische und organische DÜNGEMITTEL

Volldünger NITROPHOSKA IG - Schwefelsaures Ammoniak Diammoniumphosphat IG - Harnstoff BASF - Kalkharnstoff IG - Kalkammonsalpeter IG
Schwefelsaures Kali - Chlorkalium - Kalnit
Superphosphat 18 % - Fertiphos - Thomasmehl - Rhenaniaphosphat
Chilesalpeter

Spezialmischung für jeden Boden und für jede Kultur.

Wenn zwei dasselbe tun ...

so ist das noch lange nicht dasselbe. Beide photographieren zwar, der eine aber hat es mit der Stativkamera viel schwerer als derjenige mit der IKONTA 6 mal 9 von Zeiss Ikon. Die IKONTA 6 mal 9 hat Gröhauseauslösung, optischen Spring-sucher, Zweipunkt-Einstellung, Zeiss Tessar 1:3,8 und Compur-Rapid bis zur 1/400 Sekunde, sowie eingebauten Selbstauslöser.

Aufschlussreiche Prospekte und fachmännische Beratung in allen guten Fachhandlungen.



America-Bar-Restaurant

Inh. Marianna Bader

Gut bürgerlicher Mittagstisch - Wiener Küche
Brahma-Schoppen Mässige Preise

Jeden Feiertag geöffnet

RUA SÃO PEDRO 40 - Tel. 23-2705 - RIO

Deutsches Heim, Rio de Janeiro

Rua 7 de Setembro 140 - 1. Stock
Tel. 42-3601

Mittag- und Abendstisch auch nach der Karte
Stets frischer Schoppen - Reichhaltige Getränke

BAR UND RESTAURANT

Fischerklaufe

Rua Theophilo Ottoni 126
RIO, Tel. 43-5178
Deutsche Küche
Brahma-Chopp
Inhaber: Fritz Schade

Uebersetzungen

Dr. Bruno Zander
Vereidigter Uebersetzer
Rua 13 de Maio 37, 5. St.
Tel. 22-8299 - Rio.

VARTA

STARTER-BATTERIEN

VARTA-Batterien

für jeden Gebrauch
GESCHÄFTSSTELLE: EDIFICIO DA POLICLINICA
Accumuladores Varta do Brasil Limitada
RIO DE JANEIRO - Av. Nilo Peçanha 38 D - Tel.: 42-2878 - Caixa postal 2594

**BAR UND RESTAURANT
CIDADE HEIDELBERG**

GUTE BRASILIAN. UND DEUTSCHE KÜCHE
Sonntags geschlossen
Feiertags geöffnet bis 3 Uhr nachmittag
Rua Miguel Couto 65 (früher Ourives), RIO
Tel. 25-0658

Reparaturen
sämtlicher
Uhren
garantiert



Josef Herold
Uhrmacher
Rua da Alfandega, 130

RIO DE JANEIRO

BAR UND RESTAURANT

Stadt München

Rua Carioca 59 / Tel. 22-3304
(Zwei Minuten vom Rio-Hotel)

Gut bürgerliche deutsche Küche / Brahma-Schoppen
und sämtliche Getränke / Sonntags geschlossen.

**„Deutscher Morgen“
Rio-Vertretung**

Unsere Rio-Vertretung befindet sich jetzt
im Stadtzentrum, Rua dos Andradas 84,
2. Stock, Appartement 23. - Telefon
23-4977. Vertreter: Franz Kuhl.

**Liederabend
des Bundes der schaffenden Reichsdeutschen
im Deutschen Haus zu Nitheroy.**

Am Sonnabend, den 3. Juni, fand im Deutschen Heim zu Nitheroy ein Liederabend der Ortsgruppe Nitheroy des Bundes der schaffenden Reichsdeutschen statt, ausgeführt von der Gesangsgruppe und Solokräften unter Leitung des Dirigenten Sommermeyer.

Erfreulicherweise hatten der Einladung viele Volksgenossen Folge geleistet, die bestimmt alle sehr befriedigt nach Hause gegangen sind. Es wurden von einem gemischten Chor alte, wohlbekannte und anheimelnde Volksweisen ausgezeichnet vortragen. Ebenfalls fanden starken Beifall die Solovorträge von Frau Elsbeth Maria Schrader, am Klavier begleitet von Herrn Sommermeyer, sodass sich die Künstlerin gezwungen sah, noch eine Zulage zu geben. Auch Gesänge aus dem 13.

grösseren Zuspruchs erfreuen wird. Insbesondere möchten wir hier auf die Arbeit des Dirigenten Sommermeyer hinweisen, der in selbstloser Kleinarbeit alles vorbereitet hat. Es werden alle bedauern, dass er demnächst nach der Heimat zurückkehrt. Gleichzeitig hoffen wir, dass sein Nachfolger, Herr Hering-Marshall, der ein viel beachtetes Klaviersolo zu Gehör brachte, den einmal eingeschlagenen und von Herrn Sommermeyer so glücklich beschrittenen Weg fortsetzen und es verstehen wird, die Gesangsgruppe zu neuen Er-

folgen zu führen.

Anschliessend blieben noch alle in den gemüthlichen Räumlichkeiten des Deutschen Heims zusammen. Es folgte eine zwanglose Geselligkeit, die von Tanz begleitet war. Leider fehlte das Orchester des Bundes, aber trotzdem ersetzten Telefunken Schallplatten ausgezeichnet diese Lücke. Der Oekonom, Herr Froese, hatte Gelegenheit sich zu bewähren, was ihm ganz gelungen ist, sodass alle sich auf das Bockbierfest, welches am nächsten Sonnabend, dem 10. Juni stattfindet, freuen.

lenischen Klavierpoet und Leiter einer Meisterklasse an der Berliner Staatlichen Musikhochschule - Claudio Arrau. „Vergleiche“ möchten sich aufdrängen, man verzichte darauf und freue sich lieber der Tatsache, dass immer wieder solche Grossen aus dem Reiche der Kunst den Weg ins Ausland und auch zu uns nach Rio de Janeiro finden, um einer musikliebenden Gemeinde die Weihe und den Segen einer wahren „Feierstunde“ zu bringen, die nur ein beiderseitiges Durchdrungen von dem hohen Gedanken aller Kultur, dem „Gottlied der Völker“, der Menschenseele gewährt! In diesem Sinne ist auch Claudio Arrau für alle, die ihn hörten, ein „Erlebnis“, das die Seele durch den nachschaffenden Künstler unmittelbar hinführte zu den Schöpferquellen der Musik. Man erlebte in Arraus vollendeter Gestaltung den unvergänglichen Wert „klassischer“ Sonaten von Mozart und Beethoven, die vielgestaltige „Romantik“ Robert Schumanns in seinem „Karnaval“, den farbigen „Impressionismus“ eines Debussy und zum Schluss den unerhörten Schwung im „Mephisto-Walzer“ des einstigen „Klavertitanen“ Franz Liszt.

Der erfreulich starke Besuch auch dieses Konzerts, besonders aus brasilianischen Kreisen, und nicht endenwollender rauschender Beifall für die wundervollen Gaben des Künstlers, lassen auch den zweiten Abend als vollen Erfolg buchen. W. S.

Deutsches Heim, Rio de Janeiro

Oekonom: Josef Schäfer.

Samstag, den 10. Juni 1939, abends ab 8,30 Uhr

Bockbier- und Winzerfest

Verstärktes Orchester - Tanz - Keiner darf fehlen
Grosse Ueberraschungen - Lampions - Phantastische Dekoration

„Sociedade de Intercambio Musical Rio de Janeiro“

vormals „Deutsche Musik- und Kunstvereinigung, Rio“.

Erstes und zweites Konzert 1939.

Vor kurzem eröffnete die „Sociedade de Intercambio Musical“ (vormals „Deutsche Musik- und Kunstvereinigung in der Escola Nacional de Musica ihre diesjährige Konzertfolge mit einer ausgesuchten und interessanten Darbietung klassischer Kammermusik. Eine besondere Bedeutung für den programmatischen Begriff des „Intercambio“ dürfte darin zu finden sein, dass die fast ausschliesslich deutschen Musikwerke von durchweg brasilianischen Künstlern ausgeführt wurden, und zwar in so vollendeter Gestaltung, sicht- und hörbar liebevoller Versenkung und Hingabe, dass man Zeit und Raum vergessend, sich an den Ursprungsquellen aller der herrlichen Musikschöpfungen wahren konnte! Es erübrigt sich, im Einzelnen hervorzuheben, wie die beteiligten Künstler das Programm meisterten, an ihrer Spitze der in den letzten Jahren bereits durch zwei erfolgreiche Konzertreisen in Deutschland besonders ausgezeichnete Maestro Francisco Mignone; die auch hier schon wiederholte, wertvolle Mitarbeit dieses und der genannten brasilianischen Künstler bei den Veranstaltungen der „Sociedade de Intercambio Musical“, unterstreicht und befestigt immer wieder den leitenden Gedanken des kulturellen Austausches!

Zwischen den Instrumentaldarbietungen, die nach Sanmartinis Sonata Nocturna und Bachs Konzert für zwei Violinen und Klavier in dem Streichquintett von Beethoven einen

unvergesslich schönen und erhabenen Ausklang fanden, stand eine Gruppe von drei deutschen Opernarien (Gluck, Mozart, Weber), die von der brasilianischen Sängerin Yolanda Laport Machado unter Mignones bekannter feinfühler Klavierbegleitung stimmlich, musikalisch und darstellerisch so „überzeugend“ vorgetragen wurden, dass kaum ein anderer Wunsch übrigbleiben konnte, als von solch' echtem und prächtigem dramatischen Sopran auch die zuletzt gesungene „Agathen-Arie“ im deutschen Text zu hören! „Bravissima!“ dieser Stimme und Leistung!

Es war ein wohlgelungener Konzertabend, der den bekanntesten Zielen der Veranstalterin inhaltlich und mit Beifall einer zahlreichen begeisterten Hörerschaft neuen und berechtigten Erfolg brachte.

Bei der zweiten Veranstaltung handelte es sich um einen Klavierabend. Im vergangenen Jahre gab im Rahmen der gleichen Konzertveranstaltungen die hervorragende deutsch-ungarische Pianistin Lubka Kolesa und der anerkannte deutsche Klaviermeister Wilhelm Backhaus ein Konzert; beide vermittelten tiefe unvergessliche Eindrücke erhabener Tonschöpfungen durch ihr eigenes künstlerisches Nachschaffen. Diesmal hörten die Musikliebhaber in Rio den weltberühmten, den „göttlichen Funken“ durch die Musikwelt tragenden chi-

Mauser

die deutsche Qualitäts-
Addier- und Subtrahiermaschine



Vertreter für ganz Brasilien

HERM. STOLTZ & CO.

Av. Rio Branco 66/74

Tel.: 43-4820 Caixa 200
RIO DE JANEIRO.

und 14. Jahrhundert, vorgetragen von der Frauengruppe Nitheroy, fanden gebührenden Beifall. Es ist zu hoffen, dass die Gruppe Nitheroy des Bundes der schaffenden Reichsdeutschen recht bald einen zweiten Abend folgen lassen wird, der sich wohl eines noch

Erschoepfung -



geistige und
koerperliche
- verursacht durch
Arbeitsüberlastung oder Sport,
sowie Gedächtnisschwäche, wer:
den leicht behoben durch
"RECRERAL", das deutsche, von
den Ärzten bevorzugte Phosphor-
Stärkungsmittel. Prospekte
durch Caixa Postal 833, Rio.

Recresal

"belebt Koerper und Geist"



HOTEL FLORESTA Friburgo Estado de Rio de Janeiro E. F. Leopoldina

Rua 3 de Janeiro 161 - Phone 162 Das schönstegelegene in Friburgo! Besitzer: Max Siffé.

Hotel und Restaurant Max Mayer

Erholung Sommer und Winter Zimmer mit fliessendem Wasser Essen á la carte Erstklassige Küche

Petropolis

Avenida 15 de Novembro Nr. 454 Telephon 2072

Bar und Restaurant

„Diennense“

Petropolis - Pr. Dom Pedro 18

Gemütliche Bierstube im Zentrum der Stadt Vorzügliches Essen - Brahma-Schoppen

Deutsches Haus

Ökonom: A. Fröse Schönster Aufenthalt Sonn- und Feiertags: Spezialplatte Praia Faroby 251 Nietheroy

D. SCHEBEK

KABINEN- UND COUPEKOFFER, REISE-TASCHEN, HUTKOFFER, AKTENMAPPEN, SCHULTASCHEN, GÜRTEL, BRIEF- UND GELDTASCHEN, REPARATUREN.

Rua General Camara 137 RIO Tel. 23-1114

Grande Bar e Restaurante

Internationale KÜCHE

Avenida Rio Branco 152-156 Tel. 22-0989 und 22-0944

Sotelino Figueroa & Cia.

Rio de Janeiro

BRAHMA-CHOPP

Rio-Besucher

befucht

DANUBIO AZUL

Avenida Mem de Sá 34

Telefon 22-1354

Prima Küche

Täglich Konzert Im ersten Stock Tanz

Reichlich und gut ESSEN Sie mittags und abends in der

Pensão Allemã

RUA ACRE 71 - RIO

Ärzte-Tafel von Rio de Janeiro

Dr. W. Huber

Spezialarzt - Chirurgie und Frauenleiden. Sprechstunden täglich von 3-6 Uhr.

Alvaro Alvim Nr. 24/8, Cinelândia Telephon 22-2657

Dr. Archimedes Peçanha

Adjunto do serviço do Dr. Paulo Brandão no H. S. F. de A-sis

Ohren-, Nasen- und Halsleiden

Consultorio: Rua Quitanda 5 - Tel. 22-5550

Dr. Emil Thomsen

Innere Erkrankungen, Lungenerkrankungen, Geschlechtskrankheiten. Röntgeninstitut, Tiefentherapie, eigenes Laboratorium für klinische Untersuchungen, Kurzwellen, künstliches Fieber, Ultraviolettrahlen, Elektrizität.

Rua 7 de Setembro 54, 2. Stock. Tel. 23-5024 Wohnungstelephon 27-5007

Dr. Victor de Angelis

Allgemeine Chirurgie, Orthopädie

Consultorio:

Rua Alcindo Guanabara 15-a, 2. Stock Fone 42-9510

Residencia: Fone 27-2027

Dr. Athayde Lopes

Chef der Klinik für Urologie an der Faculdade Fluminense de Medicina.

Chirurgie und Behandlung der Harnwege. Arzt der Krankenkasse des Deutschen Hilfs-Werks für Nietheroy.

Sprechstunden täglich von 4-6 Uhr nachm.

Nietheroy: Rua V. Rio Branco Nr. 409, 1. Stock. Rio: Rua do Ouvidor 69 A, 2. Stock. Tel.: 43-4103. - Von 1-3 Uhr nachm.

Dr. Fridel-Tschöpke

Säuglings- und Kinderarzt. Moderne Behandlung der Ernährungsstörungen (Bredurchfall, Blutarmut, Tuberkulose und Hautkrankheiten, Ultraviolett-Strahlen).

Consultorio: Rua Miguel Couto Nr. 5 von 2-5 Uhr. Tel. 22-0713. - Wohnung: Tel. 22-9930

Zahnarzt

Alfonso Schebek

Dentista pratico licenciado

Rua 7 de Setembro 176 3. Stock Tel. 22-8863

DM-Radio

erscheint monatlich mit dem Programm des Deutschen Kurzwellensenders und belebenden Artikeln. Verlag „Deutscher Morgen“

Säuglings- und Kinderarzt Dr. Lages Netto

Privat-Dozent

früherer Assistent der Universitäts-Kinderklinik der Charité, Berlin

Sprechstunde:

Trajesa Duvidor 36 4. St. - Tel. 43-4138 Täglich v. 2-4,30 Uhr

Wohnung:

Deutsches Krankenhaus Telephon 28-7060

Dr.

L. Guimarães Dahlheim praktischer Arzt

Sprechstunden 3-6 Uhr, Samstag 2-4 Uhr

Rua Araujo de Porto Alegre 70 - Tel. 42-7540

Dr.

Gertrud Böddener

Frauen- und Kinderkrankheiten, Geburten und Operationen im eigenen Hospital.

Rua José Bonifacio 204 Nietheroy - Tel. 1344.

Preiswert Kölnisch Wasser Erfrischend

das beliebte Qualitätsprodukt der

Deutschen Apotheke - Rio de Janeiro

Rua da Alfandega 74 - Tel. 23-4771

Deutsche Botschaft in Rio de Janeiro

Die Deutsche Botschaft in Rio de Janeiro, Rua Paysandu 93, 3. Stock, Tel. 25-2804/08 ist ersucht worden, den Aufenthalt der nachstehend aufgeführten Personen, bezw. ihrer Nachkommen, zu ermitteln. Wer Auskunft über die Gesuchten geben kann, wird gebeten, der Deutschen Botschaft Mitteilung zu machen. (Sprechstunden der Botschaft sind werktäglich von 9 bis 12 1/2 Uhr):

Batzingen, aus Wien; Baumert, Gustav, früher in Jacarépaguá (Rio) wohnhaft gewesen; Benim, Witwe Karoline, zuletzt in Apucarana, Paraná, wohnhaft gewesen; Bernhardt, Dr. Georg; Blässle, Xaver, geb. 27. 5. 1910 in Uttenweiler; asagrando, Emmi, früher in Curitiba wohnhaft gewesen; Caspar, Sophia, früher in S. Paulo wohnhaft gewesen (1912); Conradt, Fritz; Delcher, Marie, geb. 4. 6.

ber, Heiarich, geb. in Ernstweiler bei Zweibrücken (Pfalz); Köhrmann, Klaus, geb. 18. 2. 1916 zu Düsseldorf; Krahn, Ferdinand; Kühnrich, Paul Hans, geb. 7. 3. 1898 zu Limbach; Lamprecht, Friedrich Karl, geb. 2. 5. 80; Lamprecht, Minna Marie Auguste, geb. Schulz, geb. 5. 12. 86; Lenke, Karl; Meier, Max Emanuel; Meyer, Josef, aus Graz, früher in S. Paulo wohnhaft gewesen; Meyer, Karl, früher in Catingueiro Granilo (Est. Goyaz) wohnhaft gewesen; Milarch, Hedwig, früher in Curitiba wohnhaft gewesen; Mizrahy, Anna und Viktor, früher in Bello Horizonte wohnhaft gewesen; Nehmert, Emil, geb. 15. 1. 1870 in Köln-Mühlheim; Neuwirth, Adolf, geb. 16. 10. 1905 in Wien; Noldt, Nachkommen des Peter; Oppermann, Albert, aus Broitzem bei Braunschweig; Oppermann, Ewald, geb. 12. 2. 1899, früher in Curitiba wohnhaft gewesen; Pickardt, Leopold, früher in S. Paulo wohnhaft gewesen; Pietz, Georg, geb. 9. 2. 1914 in Mainz; Rappell junior, Hans; Riébsan(m), Max Alfred, Koch, geb. 10. 7. 1885; Riego, Carlos und Martha, geb. Dahlke, früher S. Paulo; Roth, Hermann, 1934 nach Brasilien ausgewandert; Schacht, Albert, ungefähr 55 Jahre alt; Schmidt, Johann; Schoof, Dr. Bruno; Schöpflin oder Nachkommen, Schroth Cayres, Elvira, geb. 8. 9. 1903; Schumacher, Lorenz, geb. in Krefeld; Schumann, Rudolf; Seifert, Familie oder Nachkommen, die 1865-1872 nach Blumenau und Curitiba aus Krelkau in Schlesien ausgewandert sind; Steinecke, Alfred, geb. 13. 5. 1901 in Angermünde; Strauss, Hicardo; Supanetz, Johann, geb. im Jahre 1899 und seit 1925 in Brasilien; Voigt, Siegfried, geb. 26. Juni 1917 in Magdeburg; Waltersdorf, Georg Wilhelm Theodor, aus Gieselwerder, Bezirk Kassel; Weimann, Emma Auguste, geb. 21. 4. 1919 in Ravensburg; Werner, Sonja, geb. 1921 in União da Victoria; Winsch, Käte, geb. 21. 9. 1913 zu Berlin, im Jahre 1934 nach Brasilien ausgewandert; Wolf, Herta, geb. Reinhart.

Ferner lagern Briefe u. a. für folgende Personen: Apel, Gertrud; Behr, Rosa; Böhm, Hira; Buchmann, Alfred; Dehler, Walter; Gebhardt, Elly; Gerken, Otto; Günther, H. E.; Harsch, Alma; Hohenstein, Erich; Heilig, Hans; Heimann, Alfredo; Heinrich, Else; Hellmer, Anna; Herrmann, Rudolf; Herzog, Marie; Holz, Frau Edith; Hönniger, Luizia; Hüther, Franz; Kantilli, Viktor; Köhler, Max;

Kötter, Anna; Kreczek, Lilian; Kremer, Carlos, Kropsch, Erich; Kuczmanda, Marco; Marischen, Julius; Meier, Emanuel; Mitterbauer, Franz; Naprudnik, Franz; Obersteller; Pöller, Reinhard; Rehbock, Albert; Reif; Rohr, Elisabeth; Schäfer, Carlos; Schirlo, Adolf; Schmitz, Egon; Schröder, Sophie; Seidel, Paul; Steinhauer, M.; Suppan, José; Taucher, Hans; Tschiesche, Giesela; Voigt, Richard; Weill, Georg; Worm, Josef; Wotopia, Greterl; Wulf, Ernst; Zeindl, Elisabeth.

Marktbericht.

Von der Genossenschaft deutschbrasilianischer Landwirte (Cooperativa Agricola Teuto-Brasileira) wird uns unterm 7. Juni folgender Marktbericht übermittelt:

Baumwolle - In den letzten zwei Wochen ist der Handel mit Baumwolle so rege gewesen, wie ihn São Paulo selten gesehen hat. Die Preise sind von 49\$000 auf 54\$000 gestiegen. Es besteht immer noch rege Nachfrage, doch sind wenig Angebote vorhanden. Die Hauptaufkäufer sind die Japaner. Es sind grosse Abschlüsse nach dem fernen Ostert getätigt worden.

Bohnen - Die Lage ist ruhig, doch die Preise haben sich nicht gebessert. Es notieren: Mulatino especial 41\$, superior 39\$, Preto 36\$, Manteiga 38\$, Fradinho 32\$, Chumbinho 38\$.

Mais - Bei flauer Lage wurden folgende Preise, die nach den letzten Meldungen wieder gefallen sind, notiert: Amarellinho 14\$800, amarelo 14\$100, amarellão 13\$700.

Kartoffeln (neue Ernte) - Amarella especial hat keine Notierungen. Superior 30\$, boa 27\$, Branca nominal. Die Lage ist ruhig.

Alfafa - 460 bis 470 rs. je kg.

Mamona - Media ou miuda 630 rs. je kg.

Amendoim (Erdnüsse) - Tatu superior 12\$500, bom 11\$000.

Reis - Amarellão hat keine Notierungen. Branco especial 62\$, superior 55\$, bom 50\$, regular 44\$. Cattete especial 44\$, superior 42\$, Meio Arroz 22\$, Quirera 13\$. Die Lage ist ruhig.

Farinha de mandioca - Do Estado (Norte) 50 kg. 29\$, Araras 45 kg. 21\$.

Zwiebeln - In Kisten zu 60 kg. 64\$.

Weizenmehl - 1. Qualität 43\$, 2. Qualität 40\$.

Schweine - In Osasco, fett je Arroba 41\$, mager 35\$.

Schlachtvieh - Ochsen „Consumo“ fett je Arroba 23\$500, mager 22\$500. Kühe fett 22\$500, regular 20\$000.



RUA MIGUEL COUTO, 42-44, TRUHEK: RUA dos OURIVES, RIO de JANEIRO

Im Jahre 1851 besuchte Friedrich Wilhelm IV. einen hessischen Fürsten, der mit ihm befreundet war. In der kleinen Residenzstadt waren die einzigen Demokraten zwei Brüder, Inhaber einer bekannte Tabakfabrik, die sich auch an der Bewegung von 1848 mit gezielter Vorsicht beteiligt hatten. Mitten unter der Menge, die den König beim Verlassen des Bahnhofs erwartete, befand sich auch einer der beiden Brüder, sogar in einer der ersten Reihen. Als der hohe Herr hindurchschritt, um in den Wagen des Fürsten zu steigen, und alles Hurra schrie und den Hut schwenkte, behielt der Demokrat den seinen auf und blieb stumm.

Da legte der witzige König dem kleinen hartlosen Manne die Hand auf die Schulter und fragte ihn freundlich: „Wie heisst du denn, mein Junge?“

„Ich heisse auch König“, stotterte der Gefragte verlegen. Friedrich Wilhelm soll sehr gelacht haben.

Theaterabend des Bundes der schaffenden Reichsdeutschen in São Paulo

Am Samstag, den 10. ds. Mts., findet nunmehr der Theaterabend des BdsR. statt, auf den wir bereits mehrfach aufmerksam machten. Eine Wiederholung ist für Sonntag, den 18. ds. Mts., vorgesehen. Beide Aufführungen finden im grossen Saale der „Lyra“ statt. Damit erscheint nun nach längerer unfreiwilliger Pause wieder die Theatergruppe des BdsR. vor uns. Nach den früheren wohlgegangenen Wiedergaben verschiedener Theaterstücke wurde die Lücke, die das Fehlen der Theaterabende unserer Theatergruppe in der Reihe unserer Gemeinschaftsveranstaltungen bedeutete, ganz besonders empfunden. Die Theatergruppe hatte sich innerhalb der deutschen Kolonie durch ihre Arbeit schon einen grossen Kreis von Freunden erworben, so dass jeder frühere Theaterabend schon von der festen Gemeinsamkeit der Spieler und des Publikums getragen war, was diesen Abenden auch stets ihre einmalige Note gegeben hat. Dieser kameradschaftliche Zusammenhalt hat sich unter den Spielern bewährt und er wird es nicht weniger hinsichtlich aller früheren Besucher der Theaterabende.

Die Theatergruppe des BdsR. steht schon wochenlang in emsigster Tätigkeit, um uns als Kameradschaftsleistung ein sauberes und gutes Theaterspiel zu bieten — ein Stück aus echtem deutschen Leben für uns hier draussen. Zur Aufführung gelangt diesmal die dreiaktige Komödie von August Hinrichs „Für die Katz“. Wir sahen von dem glei-

chen Autor, von der Theatergruppe wiedergegeben, bereits das Stück „Wenn der Hahn kräht“ und wissen somit, dass das Stück an wertvollem Inhalt wie auch an Humor sicherlich seine Wirkung nicht verfehlen wird. Es ist ein derbes Volksstück ländlichen Lebens, gestaltet aus dem niederdeutschen Lebenskreise. August Hinrichs ist es zweifellos zu danken, dass er die Bühne auch diesem Teil deutschen volklichen Lebens erschloss, wo er lange Zeit fast unbekannt war.

Hinrichs stand selbst während dreizehn Jahren als Tischler in seiner Werkstatt und für sein dichterisches Schaffen blieb ihm nur die Zeit der Mussestunden. Lange fand er nicht die Anerkennung, die seinem Schaffen zukam, wohl zum Teil, weil die in Frage kommenden Theaterkreise für das Gesunde und Unverkünstelte kein Verständnis mehr hatten. Hinrichs ist ein Mann des vollen Lebens und des derben niederdeutschen Witzes. Nach der Uebertragung seiner ursprünglich in Plattdeutsch geschriebenen Werke und mit dem Umbruch in Deutschland kam auch für Hinrichs die Anerkennung und heute darf er als einer der bekanntesten Dichter der Gegenwart gelten. Das zur Aufführung kommende Werk enthält soviel an sprühendem Humor und an gutem Wert, dass der Abend sicherlich Freude bringen wird. Nach der Aufführung findet kameradschaftliches Beisammensein mit Tanz statt.

*

Abschiedsfeier im Saal der Turnerschaft von 1890, São Paulo

Im Saal der Turnerschaft von 1890 fand in der letzten Woche eine ungemein herzliche Abschiedsfeier für den ehemaligen Vorsitzenden der „Donau“, Herrn Erich Pelikan, statt. Mehr als siebzig Freunde und Bekannte hatten sich im Saale eingefunden, um dem Scheidenden zu beweisen, dass sie ihn in guter Erinnerung behalten werden. Für die „Do-

nau“ sprach Herr Zemann und würdigte die Verdienste Herrn Pelikans. Für die zusammengeschlossenen Turn- und Sportvereine ergriff Herr Drexler das Wort.

Am gleichen Abend verabschiedete sich der Lehrer der Villa-Marianna-Schule, Herr Sutthoff, der gleichfalls nach Deutschland fährt.

*

Ukrainischer Chor „Zaporozje“

Der Ukrainische Chor Zaporozje, der kürzlich im Rahmen einer Veranstaltung des Bundes der schaffenden Reichsdeutschen in Rio auftrat (wir haben darüber berichtet), gab am Sonnabend auch in São Paulo, im grossen Saale der „Lyra“, ein Gastspiel. Die volkstümlichen, temperamentvollen Weisen des Chores, der unter Leitung Leonidas Chigrins wieder sein Bestes gab, sorgten für gute Stimmung, die auch im darauffolgenden gemeinsamen Tanz erhalten blieb. Der Ukrainische Chor wird seine Gastspielreise nach dem Süden fortsetzen.

Schulfest in der Mooca-Braz

Am vergangenen Sonnabend fand in Mooca-Braz in Anwesenheit des deutschen Generalkonsuls das von der Deutschen Schule veranstaltete Fest statt, das nach mehrseitiger Aussage zu einem noch grösseren Erfolg wurde als im Vorjahre. Trotz ungünstiger Wetterverhältnisse hatten sich viele Deutsche und Brasilianer in Mooca-Braz eingefunden, um zwischen Tanzsälen und Schiessbuden, bei Bier und Bowle einige festliche Stunden froh zu begeben. Säle und Garten waren liebevoll ausgeschmückt und Mädchen in Dirndlkleidern reichten den erfrischenden Trunk. Eifrige Hände hatten die Treppe des Schulgebäudes zu einem „Aufstieg zum Drachenfels“ umgewandelt; und da es auf diesem originellen Drachenfels auch einen Ausschank gab, wagten viele Besucher am Sonnabend und am Sonntag, der auch unter dem Zeichen des Schulfestes stand, den nicht allzu mühseligen Aufstieg.

Ein fröhliches Treiben bis in die Morgenstunden bewies, dass in São Paulo der Sinn für frohlaunige Feste noch nicht erloschen ist.

Ungarischer Musikabend in São Paulo

Die Musikfreunde, die am letzten Freitag Emmrich Csammers Ungarischen Musikabend im Saale der Gesellschaft Germania besuchten, konnten bei der Einheitlichkeit der Vortragsfolge und der Vielfalt der Motive feststellen, dass Csammers Veranstaltungen innerhalb des Kulturlebens der deutschen Kolonie in São Paulo immer unentbehrlicher werden. Man kann hier bereits ein Stammespublikum feststellen, das auf die einzelnen Abende mit gleicher Vorfreude wartet, wie es oft bei wichtigen Konzerten Berlins zu geschehen pflegt. Dass Csammer seine Vortragsfolgen stets unter ein bestimmtes Motto stellt, erhöht nur ihren Wert, weil Grenzen bei allein künstlerischen Schaffen auf das Wesentliche hinführen.

Mit dem letzten Abend wollte Csammer bewusst zum Wesentlichen ungarischer Musik hinleiten und mit einer Auslese erster Kon-

zertstücke ungarisches Volksempfinden und das ganze übersprudelnde Temperament der dem Wienerwald benachbarten Landschaft aufklingen lassen. Es wurde deutlich fühlbar, dass der Dirigent mit seinem Programm aus dem südöstlichen Raum Europas Musik heraufbeschwor, die seinem Temperament und seinem Empfinden sehr nahe lag. So folgte ihm auch das Orchester des Syndicato Centro Musical fast begeistert bei der vielfältig schillernden Ouvertüre zu der Oper „Hunyadi Laszlo“ und beim musikalisch fesselnden Intermezzo aus der „Hary-Janos-Suite“. Es verstand die Stabführung Csammers mit meisterlicher Kultiviertheit auch an den Stellen heller Lebensfreude und jubelnden Fortissimos.

Als Solist des Orchesterkonzerts gesellte sich Prof. Gino Alfonso hinzu, der bei aller Tonschönheit die gleiche Disziplin bewies, die auch Csammer zeigten war und die dem ungarischen Rhythmus nur zugute kam. Sein Violsolo aus der bekannten Oper „Der Geigenmacher von Cremona“ von Hubay Jenő und die Zigeunerweisen, die er nachfolgend liess, bewiesen, dass auch ein Italiener ungarische Seelenhaltung meisterlich zu deuten vermag.

Emmerich Csammer erlaubte es sich, auch deutsche Musik in das Programm einzuschalten, und zwar dort, wo sie lebendige Befruchtung aus ungarischem Volkstum empfing. Liszts zweite ungarische Rhapsodie und die Ouvertüre zum „Zigeunerbaron“ standen uns in ihrer klaren Komposition und ihrer Melodienfülle geistig doch näher als die rein ungarische Musik, unbeschadet deren hervorragendem musikalischen Werte. Der Rakóczi-Marsch, das Parästück aller Orchester, schloss mit viel Schmiss und mit einer vom Publikum leidenschaftlich angeforderten Wiederholung das reichhaltige Programm deutlich ab.

Zu Csammers Veranstaltung, der hoffentlich bald eine weitere folgen wird, waren auch viele Ungarn gekommen, die an diesem Abend den Geist ihrer Heimat in seiner höchsten Verwirklichung erleben durften.

gf

Putz umfroyt

Das Wichtigste der Woche

1. Juni — Prinzregent Paul von Jugoslawien und seine Gattin Prinzessin Olga sowie der südslawische Aussenminister Cincar Markowitsch trafen zu einem achttägigen Besuch in Berlin ein. Der Führer, Generalfeldmarschall Göring und Reichsaussenminister von Ribbentrop begrüssten die Gäste auf dem Lehrter Bahnhof. Auf dem Wege zu seiner Wohnung im Schloss Bellevue und zur Reichskanzlei wurden dem Prinzregenten seitens der Berliner Bevölkerung lebhaft Kundgebungen zu teil.

In Anerkennung der ausserordentlichen Leistungen auf dem Gebiet der sozialen Hilfe verlieh der Führer Prinzessin Olga von Jugoslawien das Ehrenkreuz des deutschen roten Kreuzes für Frauen.

Bei dem grossen Essen, das der Führer und Reichskanzler in der neuen Reichskanzlei zu Ehren des jugoslawischen Prinzregentenpaars gab, erklärte der Führer u. a., dass die Freundschaft Deutschlands zum südslawischen Volk nicht nur spontan, sondern in ihrer Festigkeit auf die tragischen Jahre des Weltkrieges gegründet sei.

Der deutsch-dänische Nichtangriffspakt, der am vergangenen Mittwoch unterzeichnet wurde, enthält zwei Artikel, in denen die beiden Mächte versicherten, sich während der Zeit von zehn Jahren von allen Aktionen des Vertragspartners fernzuhalten.

2. Juni — Die Rede Molotows in Moskau lässt folgende Punkte der sowjetrussischen Politik erkennen: Die Befürchtung, die Stalin gegenüber den Westmächten hegt, sind unverändert die gleichen geblieben. Man fordert den Abschluss des Paktes zu einem höheren Preis, als ihn bisher England und Frankreich zahlen wollten. Der Beihilfepakt soll auch auf die baltischen Staaten ausgedehnt werden. Besondere Bedeutung wird der Tatsache hegemessen, dass Molotow mit keinem Wort eine Erweiterung des Paktes im Fernen Osten erwähnt hat, sodass wohl in diesem Punkte Moskau London nachgab. Aufsehen erregte der Satz in der Rede des Aussenkommissars, dass Sowjetrussland nicht gewillt sei, die Kastanien für die andern aus dem Feuer zu holen.

Vor Prinzregent Paul von Jugoslawien fand in Berlin eine glänzende militärische Parade statt, die ein ähnliches Bild darbot wie beim Gchurtstag des Führers.

3. Juni — Prinzregent Paul von Jugoslawien besichtigte in Begleitung des Generalfeldmarschalls Göring die im Westen Berlins gelegenen Truppenübungsplätze Döberitz, um das dort stationierte Jagdgeschwader Richthofen zu besichtigen. Anschliessend wurden die Luftschutzakademie und Luftkriegsschule in Gatow bei Berlin besucht.

Der Leiter der Auslandsorganisation, Gauleiter Bohle, empfing im Haus der Flieger die Stahsoffiziere der Condor-Legion, an ihrer Spitze den Oberbefehlshaber der Legion, Generalmajor Freiherr von Richthofen, und seinen Chef des Stabes, Oberstleutnant Seidemann, mit den Kommandanten sämtlicher am Befreiungskampf beteiligten Einheiten. In seiner Antwort auf die Begrüssungsansprache des Gauleiters Bohle wies General Freiherr von Richthofen besonders auf den opferbereiten Einsatz der in Spanien lebenden Auslandsdeutschen hin, die von Beginn des Krieges an Schulter an Schulter mit der Freiwilligen-Legion Condor kämpften.

4. Juni — Albanien hat eine neue Verfassung erhalten, die sich aus 54 Artikeln zusammensetzt. König und Kaiser Victor Emanuel empfing gestern die albanische Delegation in Privataudienz. Die Delegation nahm

aus der Hand des Königs die Statuten über die neue Verfassung Albanien in Empfang.

In den Gewässern von Liverpool ging das englische Unterseeboot „Thetis“ unter. Der Führer und Reichskanzler hat an den König von England telegraphisch seine und des deutschen Volkes Anteilnahme an dem schweren Unglück des U-Bootes zum Ausdruck gebracht.

5. Juni — General Freiherr von Richthofen gibt in einem Artikel im „Völkischen Beobachter“ einiges über die deutschen Freiwilligen in Spanien bekannt. Er erklärte, dass die Auswahl unter der hohen Zahl von Freiwilligen, die sich für den Kampf in Spanien gemeldet hatten, äusserst sorgfältig vorgenommen werden musste, weil es erforderlich war, sie geheim zu halten. Selbst die Familien der Soldaten wussten oft nicht, wo sich ihre Angehörigen aufhielten.

Der offizielle Besuch des Prinzregenten von Jugoslawien und dessen Gemahlin schloss mit dem heutigen Tage ab. Das hohe Paar begah sich im Sonderzug nach Dresden, wo es noch einen Tag inoffiziell verweilen wird.

In Wien fand die Eröffnungssitzung für die Reichstheaterwoche durch den Reichspropagandaminister in Anwesenheit des italienischen Ministers für Volkskultur Dino Alfieri statt. Dr. Goebbels hielt einen Vortrag für die deutsch-italienische Zusammenarbeit auf dem Gebiet der Presse, Kultur und Propaganda.

Ueber die zwischen dem Führer und dem Prinzregenten Paul von Jugoslawien stattgefundene Aussprache wurde ein offizielles Kommuniqué ausgegeben, das die vertrauensvolle Freundschaft und die enge Zusammenarbeit hervorhebt, die Südslawien mit Deutschland und Italien verbindet.

In Neapel wurden die Vorbereitungen für den glänzenden Empfang beendet, der den 20.000 aus Spanien heimkehrenden italienischen Freiwilligen bereitet wird.

6. Juni — Unter dem Dröhnen der Begrüssungssalven, die die italienischen Marineeinheiten abgaben, trafen die italienischen Freiwilligen zusammen mit der spanischen Delegation unter Führung des Ministers Serrano Suner in Neapel ein. Anlässlich der Heimkehr der Freiwilligen gab Mussolini folgenden Tagesbefehl heraus: „Die Heimat grüsst Euch bei der Heimkehr nach dreissig Monaten siegreichen Krieges gegen den Bolschewismus. Tausende von Euren Kameraden, die heldenhaft fielen, gehen Euch voran, und die Kameraden der siegreichen Freiwilligendivision der spanischen Infanterie begleiten Euch. Ihr habt auf den Schlachtfeldern das Bündnis zwischen Spanien und Italien mit Eurem Blut besiegelt. Spanien, ein grosses freies Spanien Francos, ist erstanden auch durch Eure Opfer. Dreissig Monate lang schlugt Ihr den Terror der grossen Demoplutokratie und Ihr sollt stolz darauf sein. Die Division Litoria, unwiderstehlich und gefürchtet, wird in ihrer Zusammensetzung und ihrem Kommando sowie ihren Soldaten fortan bestehen bleiben. Diese hohe Auszeichnung habt Ihr voll und ganz verdient.“

In Salamanca fand eine Abschiedsfeier für die portugiesischen Freiwilligen statt.

Im Kampf um den Davispokal siegte Deutschland gegen England mit fünf zu null. Damit tritt Deutschland gegen Jugoslawien in die Europaschlussrunde ein.

7. Juni — Auf Anregung des Generalfeldmarschalls Göring ordnete der Führer an, dass zum Zeichen der Freundschaft mit dem südslawischen Königreich und der Kameradschaft zum südslawischen Heer zwei alte serbische Kanonen zurückgegeben werden, die sich im Heeresmuseum in Wien befinden.

Zwischen Deutschland, Estland und Lettland wurde ein Nichtangriffspakt abgeschlossen. Die deutsche Presse widmet sich in Leitartikeln dem Pakt.

In den Sälen des brasilianischen Propagandaamtes in Berlin hielt der Geologe Professor Endell einen Vortrag vor zahlreichen geladenen Gästen über die Naturreichtümer Brasiliens. Vor dem Vortrag enthielt der Leiter des Propagandaamtes, Oberst Gaetzer-Netto, feierlich ein Bildnis des brasilianischen Arbeitsministers Waldemar Falcão.

In Prag werden demnächst Spenden im Wert von zwanzig Millionen Tschechenkronen, die der Protektor von Neurath übergeben hat, unter die bedürftige Bevölkerung verteilt.

Der australische Kriegsminister Street teilte dem Unterhause mit, dass die Regierung in Deutschland Maschinen zur Munitionsherstellung in Auftrag gegeben habe. Der Auftrag belaufe sich auf 40.000 Pfund. Man hätte die Maschinen in Deutschland bestellen müssen, weil es in keinem Teil des englischen Empire gleiche oder ähnliche gäbe.



Bund der schaffenden Reichsdeutschen

União Beneficente e Educativa Alemã São Paulo.

Am Sonnabend, den 10. Juni, und am Sonntag, 18. Juni, abends 8.30 Uhr, findet in der „Lyra“, Rua S. Joaquim Nr. 329, ein

Theater-Abend

statt. Zur Aufführung gelangt die Komödie in 3 Akten „Für die Katz“ von August Hinrichs.

Am Sonnabend, den 10. Juni, nach der Aufführung Tanz.

Eintrittskarten 2\$000. Deutsche Buchhandlung Sahmann, Rua Cons. Christiano, „Salão Mag“, Mag Reichel, Rua José Ant. Coelho 5, Detonom der „Lyra“, Geschäftsstelle Rua Santa Efigenia 348, Zimmer 13.